Rudolf Ramlow

Herbert Norkus? — Hier!

—

Von Opfer und Sieg der Hitler-Jugend

Herbert Norkus? – Hier!





Die Gedenktafel am Mordhause Zwinglistraße 4 nach der Enthüllung am 26. 7. 33, davor drei Kameraden mit der Herbert Norkus-Fahne

Herbert Norkus? – Hier!

Opfer und Sieg der Hitler-Jugend

Von **Rudolf Ramlow**

Mit einem Vorwort des Jugendführers des Deutschen Reiches Baldur von Schirach



Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart / Berlin / Leipzig

Inhalt

Mit dreizehn Abbildungen / Umschlagentwurf von G. Ruth

 Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Wenn die deutsche Jugend „Herbert Norkus" sagt, meint sie mehr als den Einzelnen, dessen Schicksal diese Aufzeichnungen schildern.

Dieser kleine Kamerad ist zum Mythos der jungen Nation geworden, ist Symbol der Opferbereitschaft aller Jugend, die Hitlers Namen trägt.

Viele starben im Kampf der Jungen um das Reich; der Begriff „Norkus" umschließt sie alle in der unsterblichen Gefolgschaft der HJ.

Nichts bindet uns Hitlerjungen fester aneinander als das Bewußtsein der Kameradschaft zu diesem Toten, nichts ist lebendiger als dieser Gemordete, nichts unvergänglicher als dieser Vergangene.

Das ist der Stolz meines Lebens: daß Herbert Norkus uns gehört.

Baldur von Schirach

Die Nachricht

Was sie dazu sagen

„... Gymnasiast in Moabit von Kommunisten erstochen" ... „Schwere Bluttat auf offener Straße" ... „Meuchelmord an einem Hitlerjungen" ... „Vierzig gegen einen — der Tod des Gymnasiasten Norkus" ... „Erziehung zum Messerstich"!

Laut schreien es die Verkäufer der Montagsblätter aus in der Nacht vom Sonntag zum Montag, dem 25. Januar 1932. Fröstelnde Menschen, die eilig von Abendunterhaltung und froher Zusammenkunft durch die naßkalte Winternacht nach Hause streben, hasten vorüber. Sie kennen die Ausrufer. Man hört nicht mehr hin, was sie eigentlich schreien. Wen interessiert schon der ewige Ärger mit Politik und Unglücksfällen, von dem ihre heiseren Stimmen berichten, ausgerechnet am Sonntag abend? Man hat ja in der Woche genug damit zu tun, mehr als genug.

Ohne auf die krächzend verkündete Schlagzeile zu achten, drückt man dem höflich dienernden Händler eilig einen Groschen in die verfrorene Hand, die Zeitung wandert in die Manteltasche, nun hat man für die Heimfahrt etwas zu lesen. Als aber das Auge dann die ersten fettgedruckten Zeilen überfliegt, stutzt man erschreckt.

„Wieder wurde eine schwere politische Bluttat in Berlin begangen. Gestern morgen ist der sechzehnjährige Gymnasiast Her-

bert Norkus aus Plötzensee, der für die Moabiter National-sozialisten mit fünf andern Jugendlichen Einladungen zu einer Zusammenkunft austrug, in Moabit an der Ecke der Zwingli- und Gotzkowskystraße von Kommunisten überfallen und durch mehrere Messerstiche getötet worden."

Furchtbar ist das. So weit mußte es also kommen. Selbst Kinder wurden Opfer des Bruderkrieges, in dem sich das verzweifelnde Deutschland selbst zerfleischte. Und am andern Tag wurde in ganz Berlin nur von diesem erschütternden Ereignis gesprochen.

Die Meinungen platzten aufeinander. Freund und Feind, politische Fanatiker und kühle Beobachter, Bürger und Arbeiter, Männer und Frauen, Eltern und Kinder, alle suchten sie mit dieser Tatsache fertig zu werden, die sie fassungslos in den tiefen Abgrund blicken ließ, an dem ihr Volk stand. Die sensationslüsterne Presse sorgte dafür, daß das Gespräch auch während der nächsten Zeit nicht abbrach.

Wer die Zeitungen der marxistischen Parteien oder der großen jüdischen Verlage Berlins las, der mußte zu der Ansicht kommen, daß diese Hitler-Jugend, die so plötzlich zum Tagesgespräch wurde, entweder eine Schar bedauernswerter, verhetzter Kinder sei, die man dem verderblichen Einfluß ihrer gewissenlosen Verführer entreißen mußte, oder aber, daß sie aus dem Abschaum der finstersten Straßen von Moabit bestehe, der seinen Hang zu Wegelagerei und Radau nun dank Hitler hinter einem politischen Mäntelchen verstecken konnte. Nach Lesart der „Roten Fahne" schließlich war die Hitler-Jugend eine Art Jeunesse d'orée, ein Komplott von Kapitalistensöhnchen, die durch ihr eingebildetes Benehmen die friedliche Arbeiterjugend herausforderten. Diese jungen Gecken durften sich wahrhaftig nicht wundern,

wenn der lang zurückgehaltene Zorn einmal überlief und Jungarbeiterfäuste den feinen Herrchen mitten ins Gesicht schlugen.

Gewissenlos versuchte so die Presse des Systems und des Marxismus die öffentliche Meinung für ihre Zwecke zu beeinflussen.

Der Krieg der Jugendvereine

Es war klar, daß in jener glorreichen Zeit des Parlamentarismus die politischen Parteien sich auch um junge Gefolgschaft reißen mußten. Jede einzelne der dreißig Parteien war bemüht, sich „ihre eigene Jugend" zu sichern. Eine Unzahl von Jugendvereinen und -bünden stand in den verschiedenen Lagern gegeneinander, zerrte und riß an der Seele des jungen Menschen.

Die einen meinten, revolutionär zu sein, indem sie alles abwarfen, was irgendwie mit Zucht und Ordnung zu tun hatte. In wilden Horden, Männlein und Weiblein durcheinander, überschwemmten sie am Wochenende das Land. Entsetzt sah der deutsche Bauer dieses volksfremde Treiben. Er verstand es nicht und glaubte, „die Stadt" vor sich zu haben.

Andere suchten die Anziehungskraft der Zuchtlosigkeit durch die Freuden eines gesitteten Vereinslebens zu ersetzen, richteten Tanzstunden und gesellige Abende ein und betätigten ihre nationale Gesinnung durch Absingen vaterländischer Lieder zum Abschluß des „zwanglosen Beisammenseins".

Man zog die Jugend groß in dem Glauben an die Zweiteilung der Menschheit, in Arbeiter einerseits und aussaugende Lumpen und Nichtstuer anderseits, fabelte ihr Märchenbilder von dem Paradies

des Proletariats in Rußland vor. Man suchte sie mit raffinierten Mitteln zu marklosen Pazifisten zu machen, oder spannte den soldatischen Geist des deutschen Jungen und heldisches Getue vor den Wagen der Propaganda.

Aus dem Wandervogeltum und der Pfadfinderei hatte sich die „bündische Jugend" entwickelt. Uneinigkeit und scharfer Konkurrenzkampf beherrschten in ihren Reihen das Feld. Was die im Grunde gesunden und leistungsfähigen Bünde vor allem untauglich dazu machte, die deutsche Jugend in ihrer Gesamtheit auf den Weg zu einem neuen Deutschland zu führen, das war der falsche Leitgedanke, mit dem das Ziel, eine Elite zu erziehen, erreicht werden sollte. Die vorherrschende Strömung ging nach der Schulung der Intelligenz, hielt sich also grundsätzlich an die höheren Schulen und siebte dort wieder nach rein äußerlichen Merkmalen die vermeintlichen Besten aus. Statt eine SS der Jugend zu formieren, züchtete sie einen Herrenklub. Vergeblich blieb der Kampf der andern Richtung, die nicht nach Intelligenz und Schönheit der Erscheinung, sondern nach Charakter, Zuverlässigkeit und Eignung wählte. Vergeblich waren ihre Vorstöße, die zu der Natürlichkeit und Eigengesetzlichkeit der Jungen das Bewußtsein der Verantwortung, das Gesetz der Verbundenheit mit allen Volksgenossen stellen wollten. Und wenige nur waren es, die in der bündischen Jugend diesen Geist vertraten. Wo sie erschienen, stießen sie auf eine unüberwindliche Mauer des Dünkels und der Vorurteile.

Zwischen die kämpfenden Gruppen der Parteien und der Bünde, die sich selbst im Untergehen gegenseitig das Leben schwer machten, schoben sich noch die Jugendorganisationen der Kirchen. Teils in der Form der Vereine, teils in der bündischer Gruppen zwängten sie sich überall

da hinein, wo der Streit der andern eine Zufallslücke gelassen hatte. Die Besorgnis vieler Eltern machte es ihnen möglich, mehr und mehr Boden zu gewinnen, je unruhiger und gefährlicher das Leben in den umkämpften Großstädten wurde. Und da man mit politischer Harmlosigkeit in jener Zeit am weitesten kam, warben neben und gegen alle die andern die bürgerlichen Sportvereine um den Betätigungswillen der Jugend, deren Seele von der Schule ebensowenig ausgefüllt war wie ihre Zeit.

Wahrhaftig, der deutsche Junge hatte keinen Mangel an Auswahl unter den Vereinen und Vereinchen, Bünden und Bündchen, die sich um ihn bemühten. Es gab wohl keine Schulklasse, in der nicht ein rundes Dutzend verschiedener Abzeichen mit Stolz und Überzeugung getragen wurde.

Nicht umsonst

In diesen Hexenkessel echt deutschen Vereinslebens hatte sich die Hitler-Jugend hineingewagt. War es wirklich nötig, zu den vielen noch eine neue kämpfende Gruppe zu gesellen, zu dem Unfrieden auch noch den Streit um den Nationalsozialismus in die Jugend hineinzutragen?

Um es gleich zu sagen: Wäre die Hitler-Jugend ein Verein gewesen unter ändern Vereinen, so hätte auch sie keine Daseinsberechtigung gehabt. Mehr noch, es wäre ein Unrecht gewesen, auch mit ihr noch eine Jugend zu verwirren, die ohnehin allen innern Halt verloren hatte. Nie hätte sie sich dann durchzusetzen vermocht, wäre nie zum Ausdruck des Geistes der deutschen Jugend geworden.

Adolf Hitler suchte aber nicht nach einer neuen Regierungskoalition, nicht nach einer Abänderung der Staatsform, er wollte ein neues Reich. Ein neues Reich, das bedeutet auch ein von Grund auf erneuertes Volk. Es kam darauf an, den besten Kern des Volkes zu erfassen, wie alt oder jung der einzelne auch sein mochte. Von diesem Kern mußte die Anziehungskraft ausgehen, die aus der Minderzahl die Mehrheit, aus der Opposition die Regierung, aus den „Phantasten" die Gestalter des neuen Deutschland machen sollte. Das Dritte Reich kann nur erstehen und Bestand haben, wenn es quer durch alle Altersschichten hindurch in einem festen Stamm des Volkes verankert ist. Und es muß so sein, daß der größte Anteil dieses Stammes von der Jugend gestellt wird.

Wie sehr sich immer die Tagespresse bemühte, die gewaltige Wirkung des Opfertodes des unbekannten Hitlerjungen Herbert Norkus aus Moabit mit scharfen Federn zu zerreißen, ihn zum üblichen Weltstadtskandal herabzuwürdigen, die Nachricht lief wie ein Schrei des Schreckens und der Wut durch das Reich.

Ein Flammenzeichen war über Deutschland erschienen. Die Stadt, das Land, ja die Welt blickte erschauernd auf. Da war keiner, der nicht spürte, daß es Kunde gab von gewaltigen Ereignissen, von einem furchtbaren Gewitter, das schicksalträchtig am deutschen Horizont aufstieg.

Millionen, die verschlafen ihren Weg durch die elendeste Zeit deutscher Geschichte dahintrotteten, ohne zu wissen woher, ohne zu forschen wohin, hörten diesen Schrei: „Deutschland erwache!" Hunderttausende verstanden ihn, Zehntausende folgten ihm. Zehntausende, die mit einem Male sahen, daß alles rings um sie in furchtbarem Nieder-

gang war, daß Deutschland seit dreizehn Jahren Schritt für Schritt zugrunde gerichtet wurde, daß der Verfall von Jahr zu Jahr ein rasenderes Tempo angenommen hatte. Sie begriffen, daß alle redliche Mühe der Männer, die Deutschland regierten, furchtlos bleiben mußte, weil sie auf dem Sumpf von 1918 ein neues Haus errichten wollten, statt erst einen harten und festen Grund zu suchen. Sie fanden ihr Deutschtum in sich selbst wieder, fühlten, daß ihnen all das Getue von Republik, Parteien und Parlamenten zuwider sei, nicht weil es ohne Erfolg blieb, sondern weil es im Tiefsten dem deutschen Wesen fremd war. Sie erkannten dessen stärksten Ausdruck in dem Geist der Gemeinschaft, des Führertums und der Gefolgschaft, der Ehre, des Kampfes und der Treue bis in den Tod, in dem Geiste, in dem der unbekannte Hitlerjunge Herbert Norkus gelebt hatte und gestorben war für den Führer, für die Kameraden, für sein Vaterland.

Moabit

In den Häusern

Moabit ist der roteste Stadtteil des roten Berlin. Enge Straßen, graue, alte Mietskasernen, kleine, billige Läden und viele Kneipen. Jeder von den großen vierstöckigen Wohnkästen, die man gar nicht Häuser nennen mag, hat Seitenflügel und Hinterhaus, die einem finstern, schmutzigen Hof das letzte bißchen Licht wegnehmen. Die Sonne kommt nicht weiter hinab als bis zum zweiten Stock. Wer tiefer wohnt, muß auf die Straße gehen, wenn er ihre Strahlen genießen will. Und die Leute wohnen bis in die Keller hinunter.

Die Wagen poltern auf dem Kopfsteinpflaster, Kinder spielen und schreien auf den Straßen, Frauen drängen sich laut schwatzend in den Geschäften bei kargen Einkäufen. Auf den Höfen werden abgetretene, ausgefärbte Teppiche geklopft, im Treppenhaus knarren die verbogenen Stiegen den ganzen Tag. Ein ununterbrochenes Lärmen füllt die Straßen, dringt in die Häuser, die Wohnungen, läßt einem von Morgen bis Abend keine Ruhe.

In engen, alten, schlecht gepflegten Wohnungen hausen arme Leute. Industriearbeiter, Handwerker, kleine Beamte und Angestellte, mit Frau und Kindern hineingezwängt in den kleinstmöglichen Raum. Hier zeigt die Krise ihr furchtbarstes Gesicht: Mutlos der Vater, die

Mutter verweint und verhärmt, die Kinder unterernährt und elend, so hockt die Familie des Arbeitslosen in dem einzigen Wohnraum.

Ein Glück nur, daß der Winter dies Jahr nicht allzu hart zu werden scheint. Denn Kohlen konnten sie nicht kaufen, sie heizen das Zimmer mit ihren eigenen Körpern. Kleidung — lieber Gott! Schön ist sie nicht, und neu ist sie erst recht nicht. Aber der Junge hat doch wenigstens irgendwoher einen wollenen Sweater geschenkt bekommen, mit dem er zur Schule gehen kann, und Vaters gute Hose kann er dazu tragen. Denn Vater geht doch nur noch aus dem Haus, um sich das Stempelgeld zu holen, von dem die ganze Familie leben muß. Mutter hat so vieles versucht, etwas nebenbei zu verdienen. Aber wo soll das heute noch möglich sein? Hier in der Gegend ist bestimmt niemand, der waschen oder plätten läßt oder eine Frau zum Reinmachen nimmt. Und wenn man weiter weg muß, da kommen dann die Kosten für die Fahrt oder für die Schuhsohlen dazu, und dann lohnen die paar Groschen, die übrigbleiben, die vergeudete Kraft nicht. Zu den Stärksten gehört man ja auch nicht mehr.

Nebenan ist großes Geschrei. Eine Frau weint laut, ein Mann schimpft. Der hat bis zum Frühjahr noch Arbeit gehabt und so lange ging bei ihnen alles gut. Aber jetzt hat er schon dreiviertel Jahr lang nichts zu tun und spült seinen Verdruß in der Schenke drüben mit Bier und Schnaps hinunter, so weit die Unterstützung es zulassen will. Die Frau hilft der Gemüsehändlerin, die unten im Keller ihren kleinen Laden hat, morgens beim Einkauf in der Markthalle und zieht mit ihr den schwerbeladenen Handkarren nach Hause. Sie bekommt ein paar Groschen dafür, von denen sie gerade leben kann. Der Mann gibt ihr nichts, er verbraucht sein Geld auf seine Weise. Abends kommt er be-

trunken herauf und fängt an zu lärmen und zu streiten. Die Frau hat es nicht leicht, die Nachbarn erweisen ihr gerne kleine Gefälligkeiten. Aber wirklich helfen können sie ihr nicht. Man müßte dem Mann wieder Arbeit geben, damit er Vernunft annimmt. Doch wer soll das machen, und wie? Wo immer mehr Betriebe schließen und überall nur noch abgebaut wird?

Die Arbeitslosenziffer steigt und steigt. Seit Jahren. Und Moabit steht da unter den Bezirken mit an erster Stelle.

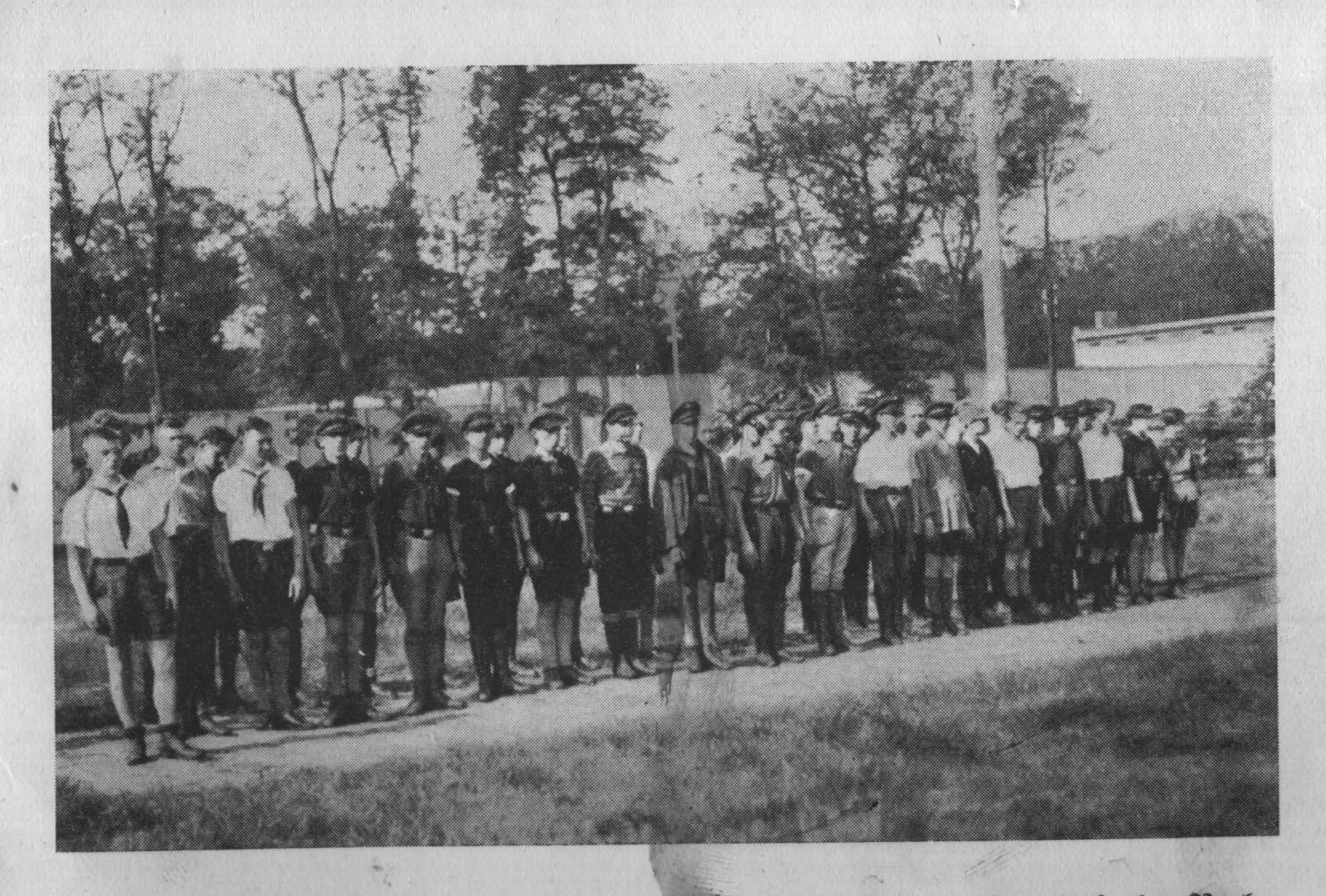
Die Kneipe

An der Straßenecke ist eine Kneipe. Sie ist fast immer voll, auch heute am Werktag vormittag. Dort sind die Männer aus der Straße zusammen. Dreierlei Menschen kann man da unterscheiden: Die einen sind die Schlaffen, die Hoffnungslosen. Was haben sie nicht alles schon versucht, um ihrer Not abzuhelfen, um diesem Elend ein Ende zu machen, das da oben in ihrer Wohnung hockt und sie aus allen Ecken anstarrt. Das ihnen aus den schmalen Gesichtern der Kinder entgegensieht und aus den stumpfgeweinten Augen der Frau.

Dazu sind sie also auf die Welt gekommen, haben ihr Handwerk gelernt, eine Familie gegründet, daß sie nun dastehen und zusehen müssen, wie die Kinder grau und kraftlos herumlaufen und die Frau, ohne Freude, ohne allen Mut zum Leben, nur noch um der Kinder willen sich durchs Dasein schleppt? Nein, man wagt sich schon nicht mehr in die eigene Wohnung, um das nicht vor sich zu sehen, um nicht denken zu müssen, wie früher alles war und was jetzt geworden ist. Um nicht immer wieder die Klagen der Frau zu hören.



Unterbann 4 der Berliner Hitlerjugend, dem die Herbert Norkus-Schar (Schar 2) angehört



Die Herbert Norkus-Schar angetreten. Der dritte von links, mit geneigtem Kopf, ist Herbert Norkus

Diese Männer sitzen hier mit müden Augen und vergrämtem Gesicht, sagen nicht viel und bleiben Stunde für Stunde bei einem oder zwei Gläsern Bier. Der Wirt kennt sie. Er läßt sie in Ruhe.

Die andern sind die Wütenden, die Aufbegehrenden. Donnerwetter, ihnen geschieht doch offenbares Unrecht! Sollen sie dazu still bleiben? Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Schön und gut. Aber wer arbeiten will und kann es nicht, weil sie ihn nicht heranlassen? Soll der auch nicht essen? Die Unterstützung ist schon wieder gekürzt worden. Um ein paar Groschen! Aber was bedeutet das hier, wo jeder mit dem Pfennig rechnen muß! Wer macht denn das? Und die noch Arbeit haben, klagen auch; denen sind die Beiträge wieder erhöht worden. Wo bleibt das Geld? Noch vor wenigen Jahren ist doch alles nicht so gewesen; und von selber werden die Dinge nicht mit einem Male anders. Wer hat denn zu bestimmen? Wer verspricht uns immer wieder, daß es besser werden soll?

Bis jetzt ist nichts besser geworden, sondern alles nur immer schlimmer. Erst war der Krieg, dann die Inflation, und jetzt haben wir die Arbeitslosigkeit. Das geht nicht mehr lange so weiter, dann lassen wir uns nicht mehr gefallen, wie sie mit uns Schindluder treiben! Überall in der Stadt sieht man noch feine Geschäfte, große Hotels und Cafés, schöne, teure Autos. Es gibt immer noch Leute, die viel Geld auszugeben haben. Aber uns, den Arbeitslosen, ziehen sie die letzten Pfennige ab?

Man trinkt dabei und flucht und schimpft, erst auf die Welt, dann aufeinander. Manchen Abend gibt es Scherben und Beulen. Aber sie kommen immer wieder, diese Männer, weil es warm ist in der Kneipe, und weil sie hier Leidensgenossen finden, mit denen sie sprechen

können. Und der Wirt sieht sie gerne, denn ehrlich sind sie, und trinken fleißig.

Die Dritten sind die Jungen, die „Halbstarken". Sie sind in den Notjahren aufgewachsen, haben nie Arbeit kennengelernt. Seit sie aus der Schule sind, lungern sie herum, wissen nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Wer das größte Maul hat, gibt den Ton an. Ganz von selbst haben sich kleine Banden gebildet, die zusammen ganze Straßenzüge unsicher machen. Sie haben nichts Schlimmes weiter getan, sind bloß eben dagewesen und haben Unfug gemacht. Unfug auf der Straße, in den Lokalen. Nur, um sich die Zeit zu vertreiben. Aber dann brauchte nur einer dazuzukommen, der entdeckt hatte, was es für Spaß macht, fremde Leute abends in den dunkeln Straßen zu ärgern oder zu ängstigen. Oder in der Kneipe eine Prügelei anzufangen. Oder einer, der weiß, wie man sich das rar gewordene Geld beschafft, wenn es nicht unbedingt ehrlich dabei zuzugehen braucht. Von dem lernen sie's und üben die Kunst.

Sie nehmen alles auf, was Abwechslung und Spannung in ihr Leben bringt, das langweilig und sinnlos von Tag zu Tag sich hinschleicht. Sie sind dankbar für jeden Rat, wie sie ihre Zeit totschlagen können. Was das für ein Rat ist, das ist ihnen egal. Wenn er nur nichts mit Arbeit zu tun hat! Denn die einzige Arbeit, die sie kennengelernt haben, war die in der Schule, und ihre Erinnerungen von dort sind nicht so, daß sie sich zurücksehnen.

In der ersten Zeit, ja, da haben sie sich wohl umgesehen nach einer Lehrstelle oder etwas anderm, was sie hätten anfangen können. Und der Vater, die Mutter haben sich auch darum bemüht. Aber dabei war kein Glück. Nun haben sie das Suchen und Laufen und Anstehen reich-

lich satt gekriegt. Vom Vater lassen sie sich nichts mehr sagen, der ist ja selber arbeitslos. Wenn es Arbeit gäbe, dann würde er ja wohl zuerst welche haben, wie?

Sie stehen an der Theke, die Zigarette im Mund, in schlacksiger Haltung, die Mütze schief auf dem Kopf, und warten auf eine Gelegenheit, sich Unterhaltung zu schaffen, wie sie es gewohnt sind: Auf einen Streit, in den sie sich mischen können, auf einen Anlaß zu Unfug und Lärm. Der Wirt sieht sie ungern, aber er muß sie dulden, sonst gehen ihm eines Tages die Fensterscheiben kaputt.

Terror und Kampf

Die Kneipe ist für die „Kommune" ein reiches Arbeitsfeld. Hier findet sie immer neue Freunde und Anhänger, Rekruten für ihren Kampf gegen Zucht und Ordnung, gegen die menschliche Gesellschaft, gegen den Staat. Hier ist die Quelle, aus der sie ihre Terrorgruppen auffüllen und vergrößern kann. Längst beherrscht sie mit ihnen nicht mehr nur die „eigenen" Stadtviertel. Schon wird ganz Berlin durch kühne Unternehmungen im Stadtinnern und in fremden Bezirken in Schrecken gehalten.

Wer in eine solche Kneipe kommt, der beginnt an die kommunistische Revolution in Deutschland zu glauben, mag er auch vorher noch so überlegen über diese Befürchtung ängstlicher Gemüter gelacht haben. Hier verlernt er den Spott über den „kommunistischen Spuk". Hat es nicht selbst die Polizei schon aufgegeben, gegen diese wohlorganisierten Banditen ernsthaft anzugehen? Überläßt sie ihnen nicht beinahe kampflos ganze Stadtteile? Wer hat denn zum Beispiel in Neukölln, im

Wallstraßenviertel in Charlottenburg oder hier in Moabit die wirkliche Gewalt in Händen? Wer ist „Herr der Straße"? Die Polizei oder der „verbotene" Rote Frontkämpferbund? Müssen nicht Leute, die sich bei Rotfront mißliebig gemacht haben, schleunigst und heimlich verschwinden, wenn sie nicht ihre Wohnungseinrichtung, ihr Hab und Gut, ja ihr Leben riskieren wollen? Wagt denn überhaupt noch jemand, den Kommunisten in diesen Gegenden die Spitze zu bieten?

Ja! Jemand wagt es. Jemand setzt täglich neu im Kampf mit dem roten Terror sein Leben ein. Jemand läßt sich nicht verjagen, sondern ist immer wieder da, der Überzahl roter Banditen zum Trotz! Die Polizei? Bewahre, nein!

Aber die SA! In Neukölln zuerst der Sturm 25, in Charlottenburg die berühmten 33er, und Sturm 6 in Moabit. Durch ihre Beharrlichkeit, durch ihr furchtloses Aushalten im zähen, jahrelangen Kampf sind aus den ersten Stürmen immer mehr geworden, bis sie schließlich den kommunistischen Horden das Handwerk legen konnten.

Und außer ihnen hat noch jemand ausgehalten: Die Hitler-Jugend. Jungens sind es zwischen vierzehn und achtzehn Jahren, junge Menschen, die die Zeit kaum erwarten können, Männer zu werden, um ebenso wie die SA und SS den Feinden der Bewegung, den Feinden des Volkes offenen Kampf zu bieten. Aber noch sind sie zu jung, zu schwach, sie können es mit den geschulten Straßenkämpfern der roten Front nicht aufnehmen. Und die gleichaltrigen Zöglinge des Kommunismus wagen sich noch nicht an sie heran. Zu Hinterlist und Feigheit erzogen, spielen sie nur die Rolle der Spione, die den Hitlerjungen die großen Rowdys auf die Spur bringen. Denen gegenüber sind die Jungen in jeder Beziehung im Nachteil, an Kräften, an Waffen,

an Taktik der Überfälle. Soweit wie möglich gehen sie ihnen deshalb aus dem Wege und tun ihren Stadtdienst, als Helfer der SA und der Partei, still und unauffällig.

Aber sie tun ihn mit dem gleichen Pflichtbewußtsein und aufopfernden Eifer wie die Kameraden der SA. Und wenn sie einmal dem Gegner nicht ausweichen können, beweisen sie die gleiche schnelle Entschlußkraft und den gleichen Mut, der die SA aus dem Kampf mit jeder Übermacht siegreich hervorgehen läßt.

Diese Unerschrockenheit und der jungenhafte Schneid, mit denen die jungen Kämpfer durch den Einsatz aller Kräfte und aller Fähigkeiten ihre Treue zum Führer und die Unbesiegbarkeit seiner großen Idee beweisen, ist die beste Werbung für die Bewegung. Sie wirkt auch unter der Jugend, unter dem tatenfrohen Geschlecht eines heranwachsenden Volkes.

So tut die Hitler-Jugend ihren Dienst und wächst der großen Erfüllung ihres Zieles entgegen, der Zeit, in der sie die junge Garde des Dritten Reiches sein wird, berufen, zu vollenden, was der Führer und die älteren Kampfgenossen geplant, erstritten und aufzubauen begonnen haben.

Im Kampf

Sorgen und Auswege

1928. Noch ist es lange nicht so weit, daß die Hitler-Jugend als nationalsozialistische Jugendbewegung den Morgen des neuen Reiches begrüßen kann.

In ganz Moabit sind sie eine Kameradschaft, eine Handvoll Jungen, zwölf oder dreizehn, nicht mehr. Wenn sie sich zum Kameradschaftsabend treffen, müssen sie, jeder einzeln, auf Umwegen sich zu dem Sturmlokal hinpirschen, in dem sie unter dem Schutz der SA ungestört zusammen sein können. Der Wirt hat ihnen ein Stübchen frei gemacht, und da sitzen sie, erzählen sich etwas, singen die Lieder, die sie von der SA gehört und gelernt haben. Sie trinken ein Glas Malzbier oder Limonade. Die Größeren unter ihnen rauchen wohl auch eine Zigarette, genehmigen ein von der SA spendiertes Glas Bier. Es ist wahrhaftig nichts Besonderes, nichts Welterschütterndes, was diese Jungen dort tun. Was wirklich etwas bedeutet, ist einzig, daß sie überhaupt zusammenkommen.

Jeder von ihnen weiß: Wenn er hier gesehen wird, wenn es herauskommt, daß er zu den „Nazi-Lümmels" gehört, dann wird er nicht mehr ruhig über die Straße gehen können. Dann werden die kommunistischen Aufpasser ihm das Leben so schwer machen, wie es der SA schon lange gemacht wird. Vielleicht, nein, sicher sogar werden auch

die Eltern darunter zu leiden haben. Und was die Verfolgung und der Boykott durch die verhetzte große Mehrzahl der Nachbarn bedeutet, dafür können sie täglich neue Beispiele sehen. Deshalb dürfen sie also nur heimlich ihre Kameradschaftsabende, ihre Ausmärsche und Fahrten verabreden, deshalb dürfen sie ihr Heim im Sturmlokal nur einzeln wieder verlassen.

Aber was kümmert das einen richtigen, tapferen Jungen, der weiß, was er sich und den Kameraden schuldig ist? Der zu einer Fahne geschworen hat, den tiefes Vertrauen zu seinem Führer und seinen Kameraden immer wieder hart und zuversichtlich werden läßt, wenn er doch einmal unter dem ewigen Druck schlapp machen will? Denn so vorsichtig und schlau sie es auch anfangen mögen, irgendwann kommt doch heraus, wohin sie gehören. Auch läßt sich der Stolz der Jungen auf ihre Fahne, auf die Gemeinschaft, deren Teil sie sind, nicht dauernd zurückhalten. Was heißt hier Vorsicht?! Was soll das Herumdrücken um das Bekenntnis? Warum sollen sie nicht beweisen dürfen, daß sie nicht weniger Mut haben als die Kameraden von der SA, die sogar ihre Uniform auf der Straße zu zeigen wagen?

So bekennen sie sich, einer nach dem andern, zu der kämpfenden Bewegung. Tragen offen ihr Symbol, das Hakenkreuz in der aufgehenden Sonne, das Abzeichen der Hitler-Jugend. Wer das einmal gewagt hat, der ist in der Schule, an seiner Lehrstelle erledigt. Mancher muß selbst mit den Eltern schwere Kämpfe um sein Verbleiben bei der Kameradschaft durchfechten. Sorge um ihr Kind, Verständnislosigkeit für die Erneuerungsbewegung des Führers, Angst vielleicht auch um sich selbst diktieren die strenge Weisung an den Jungen, sich von den Kameraden ganz zu trennen.

Mit all der Schlauheit, die einem Jungen zu Gebote steht, wenn er ein verbotenes Ziel erreichen will, versteht er es aber einzurichten, daß er doch den Dienst in der Kameradschaft erfüllen kann. So halten die Kameraden zusammen in einer Zeit, die nichts als Bedrängnis für sie bedeutet. Sie haben auf jedem Kameradschaftsabend Neues zu erzählen von den Schikanen, mit denen sie ständig verfolgt werden.

Das ging noch gut ab

Dem Jüngsten von ihnen standen vorgestern mitten auf der Straße plötzlich vier große Bengel gegenüber und hielten ihn mit groben Fäusten an. Der Schreck fuhr ihm in die Glieder: Das Abzeichen! Mit schnellem Griff hat er es von der Jacke gerissen und in irgend einer Tasche versteckt, ehe die vier recht wissen, was er eigentlich vorhat. Der größte von diesen Helden knurrt den Jungen an: „Du bist doch bei de Nazis, Kleena?"

„Na, und?"

„Nu sach mir ma', wat so 'n kleena Rotzbengel wie du da zu suchen hat. Du vastehst von die janzen Sachen doch janischt!"

Der Kleine reckt sich, daß er seinem Widersacher fast bis zu den breiten Schultern reicht, sieht ihn überlegen an. Während seine Augen schon den Weg suchen, auf dem er entschlüpfen kann, lacht er selbstbewußt: „Na, soviel wie du Elefantenküken noch lange!" Und schon ist er zwischen zweien der großen Kerle durchgerutscht und läuft, was ihn seine Beine tragen können. Ehe die vier sich besonnen haben, rast er um die nächste Ecke, rennt beinahe eine Frau mit einem vollen Milchtopf um und sieht aufatmend in einiger Entfernung einen Schupo

hoheitsvoll die Straße entlangstolzieren. Und mit dem Schritte eines, der unendlich viel Zeit hat, steuert er auf den braven Blauen zu. Aber als die Verfolger um die Ecke kommen, kann er sich's nicht verkneifen, sich noch einmal umzudrehen und ihnen recht lang die Zunge herauszustrecken. „Die werden eine schöne Wut gehabt haben!" so erzählt er triumphierend.

Die Kameraden lachen, aber der Kameradschaftsführer, Gerhard Mondt, macht ein bedenkliches Gesicht. Denn nicht immer gehen solche Zusammenstöße so gut ab. Schon mehrere von den Jungen haben einen bösen Schlag einstecken müssen, und manches Mal wäre es fast noch schlimmer gekommen.

Auch in der Schule

Ein anderer erzählt aus der Schule. Bis vor kurzem hat die ganze Klasse in schöner Einmütigkeit gegen den alten Pauker Front gemacht, der mit schrecklicher Trockenheit seit Jahrzehnten die gleichen Lektionen herunterleiert, die er im Anfang seiner Berufstätigkeit aus einem schon damals altmodischen „Hilfsbuch für junge Lehrer" sich angeeignet hatte. Alle Freude, die einem manche Unterrichtsstunde bei verständnisvollen Lehrern machen könnte, wird den Jungen von diesem alten Knaster verdorben, der mit boshaftem Tadeln und Arreststunden seine Schüler piesackt.

Jetzt aber hat der Bernstein, in den Stunden einer der Letzten, in den Pausen einer der Ersten – mit dem Munde –, herausgekriegt, daß Kurt zur Hitler-Jugend gegangen ist, und nun hat sich der größte Teil der Klasse gegen Kurt verschworen. Trägheit, Neid auf den besten

Turner der Klasse, eingepaukter Haß gegen die unheimlichen Hakenkreuzler, haben es dahin gebracht, daß sie alle plötzlich gegen ihn zusammenhalten. Bisher hat Kurt sich dadurch nicht weiter ärgern lassen. Wenn sie sich mal gehauen haben — er wird mit der Bande immer fertig. Da müssen schon andere kommen, wenn sie ihm imponieren wollen.

Heute in der großen Pause hat aber wieder ein großer Stunk zwischen ihm und Bernstein angefangen. Bernstein wollte sich über Adolf Hitler lustig machen, und das kann Kurt doch nicht zulassen. Er hat dem frechen Schwätzer eine gelangt, und die war nicht von schlechten Eltern. Eine feuerrote Backe hat der bekommen, und Kurts fünf Finger waren sehr schön darauf zu sehen. In der nächsten Stunde ist dann etwas passiert, was Kurt bisher nicht für möglich gehalten hätte: Bernstein hat gepetzt, und die Klasse hat ihm geholfen, den „Nazi" beim Pauker anzuschwärzen.

„Walters, warum hast du den Bernstein geschlagen?"

Kurt Walters schweigt. Er ist so wütend über die Petzerei, daß er kein Wort herausbringt.

Aber Bernstein ist zur Stelle. Vorlaut, mit weinerlicher Stimme, nur zu gut kann er das, redet er los: „Ich habe dem Walters gar nichts getan. Er ist bloß immer so gemein zu mir, weil ich ein Jude bin. Aber ich kann doch gar nichts dafür, und wir sind doch auch Menschen! Walters hat auch immer ein Hakenkreuz in der Tasche, das steckt er in den Pausen an, bloß um mich zu ärgern."

„Walters, stimmt das?"

Kurt schweigt. Was soll er dazu sagen? Nie hätte er von selbst dem Bernstein etwas getan. Aber wenn der die Klasse gegen ihn aufhetzt

und bei der Keilerei aus dem Hintergrund große Reden führt, dann darf er sich doch nicht wundern, wenn er zufällig auch mal was abkriegt. Daß Bernstein eine Wut auf ihn hat, weiß Kurt schon lange, aber daß er das mit dem Abzeichen petzen würde, das hätte er doch nicht gedacht. Er schweigt also.

Bernstein eifert: „Und in der Hitler-Jugend ist er auch!"

Der Pauker hat dann allerhand erzählt von Verstocktheit und Ungehorsam und mangelhaften Leistungen und was sonst noch. Kurt hat gar nicht mehr hingehört. Das Ergebnis ist gewesen, daß er heute abend, wenn die Abendklassen da sind, zwei Stunden nachsitzen muß und daß seine Eltern einen Brief bekommen.

Was er mit dem Brief machen werde, wisse er noch nicht genau, sagt er. Aber zu den Arreststunden ist er jedenfalls nicht hingegangen. Heute ist doch Kameradschaftsabend, und der Dienst geht doch schließlich vor, nicht wahr?

Gerhard Mondt schüttelt wieder den Kopf. Ihm gefällt das nicht. Die Jungen sind prachtvoll, sind zuverlässig, treu. Aber mit ihrem Ungestüm machen sie ihm viel Sorgen. Als ihr Führer fühlt er sich für jeden einzelnen von ihnen verantwortlich. Wenn sie wegen ihrer Treue zum Führer, ihres Glaubens an die Bewegung zu leiden haben – er weiß, das muß sein. Aber sie sollten doch nicht mehr aufs Spiel setzen, als um der Sache willen wirklich notwendig ist.

Kurt bekommt statt des Lobes, das er erwartet hatte, eine saftige dienstliche Zigarre und macht ein sehr langes Gesicht. Aber schließlich sieht er ein, was er sich eingebrockt hat, und versteht auch, daß der Kameradschaftsführer eigentlich recht hat.

Der hat nun wirklich schwere Sorge um den Jungen. Es kann doch

glatt passieren, daß die Schule ihn 'rausschmeißt, am Ende gar, daß ihm überhaupt der Besuch höherer Schulen in Preußen verboten wird. Das wäre beinahe schon wieder komisch: Höhere Schüler sind in der Kameradschaft nur in wenigen Exemplaren vertreten, und nun wird von diesen Wenigen am Ende noch einer aus seiner Schule hinausgeworfen. Es scheint so bestimmt zu sein, daß die Kameradschaft Beusselkietz ein „Proletenverein" bleibt.

Darauf ist Gerhard Mondt innerlich stolz. Denn das Hauptziel der Bewegung ist, dem Marxismus da zu Leibe zu gehen, wo er sich am festesten eingenistet hat: in der Arbeiterschaft. Arbeiter und Arbeiterjugend lassen sich aber nur durch Arbeiter und Arbeiterjugend gewinnen. Die Hitler-Jugend wird sich nur durchsetzen können, wenn sie ein reines Vorbild der Volksgemeinschaft ist. Und die neue Volksgemeinschaft, das Endziel der Bewegung, von dem der Führer spricht, kann nur vom einfachen Menschen, vom Arbeiter her erreicht werden.

Gerhard Mondt kann stolz sagen, daß er einen Vortrupp zur Eroberung der deutschen Arbeiterschaft führt. Er zieht keine Glacéhandschuhe an, wenn er mit seinen Jungen ein Hühnchen zu pflücken hat. Sie verstehen ihn viel besser, wenn er gut deutsch mit ihnen redet. Sie brauchen auch nicht zu wissen, wie sehr er und die höheren Führer, bis zum Bannführer hinauf, sich immer wieder über die tolle Gesellschaft freuen.

Ehe sie von etwas anderm reden, muß er ihnen allen zusammen noch einmal kurz die Meinung sagen. In seiner ruhigen, bestimmten Art wiederholt er ihnen, was er schon so oft, aber stets nur mit vorübergehendem Erfolg, hat auseinandersetzen müssen: Wir sind die Gemeinschaft einer kämpferischen Idee. Gewiß müssen wir deshalb

Kämpfe durchmachen, müssen beweisen, daß wir der Idee wert sind, daß es uns nicht an Mut und Bekennertum und, wenn es sein muß, auch nicht an Opferbereitschaft fehlt. Aber ihr nützt der Idee nicht im geringsten, wenn ihr euch in Gefahr bringt, wo es nicht nötig ist, wo die Kameraden dem einzelnen nicht mehr helfen können. Werdet ihr überfallen oder sonstwie angegriffen, dann müßt ihr euch natürlich zur Wehr setzen. Feige darf keiner von uns jemals sein. Aber vergeßt nie, daß jeder von euch an der Stelle, an der er steht, kämpfen und werben soll, und daß er uns dort viel mehr nützen kann, als wenn er durch Unbesonnenheit von seinem Posten verdrängt wird und wir dort keinen mehr haben, der für die Idee des Führers wirkt.

Ein schweres Schicksal

Sie sind alle nachdenklich geworden und sehen einander an. Was der Kameradschaftsführer vorher, während der Berichte seiner Jungen gar nicht bemerkt hat, das fällt ihm jetzt auf: „Hans, du hast heute abend überhaupt noch nichts gesagt. Was fehlt dir eigentlich?"

Hans Bruck hat sich erst vor kurzer Zeit der Kameradschaft angeschlossen. Er ist einer von den vielen, die nach der Schule keine Lehrstelle gefunden haben, der nun wie seine Schicksalsgenossen dahinlebt und wartet, auf irgend eine Lösung, irgend ein Ereignis, das ihm das Bewußtsein geben könnte, etwas zu tun zu haben, zu irgend etwas gut zu sein. Er hat den Kameraden nie ein Wort von sich selbst, von seinem Zuhause erzählt. Und die Jungen, die sehr wohl verstanden, daß einer über dies und jenes nicht reden mag, haben ihn auch nicht gefragt. Er war eben da, ein guter, arbeitswilliger und hilfsbereiter

Kamerad, auf den man sich verlassen konnte. Und das ist doch schließlich die Hauptsache.

Manchmal hatten sie wohl gemerkt, daß es nicht nur die Arbeitslosigkeit sein konnte, die den stillen, immer blassen und schüchternen Jungen bedrückte. Aber so sind Jungen untereinander: Wenn sie wissen, wo den Kameraden der Stiefel drückt, helfen sie gern, so gut sie können, aber Neugier und Ausfragen gibt es nicht. Wenn er sie braucht, wird er es ihnen schon sagen. Es gehört zum rechten Kameraden, daß er nicht nur hilft, sondern sich auch helfen läßt, wenn Not an Mann ist.

Heute ist aber wirklich etwas Besonderes mit ihm los. Sie haben nicht darauf geachtet, denn sie sind es von Haus nicht anders gewohnt, als daß er, der erste, der kommt, der letzte, wenn sie sich trennen, die ganze Zeit in einer Ecke sitzt und sich offenbar am wohlsten fühlt, wenn sie ihn ganz in Ruhe lassen. Jetzt sehen sie: Eine große blutunterlaufene Stelle hat er unter dem linken Auge und stützt den Kopf, über den Tisch gebeugt, schwer in die Hand.

Auf Gerhard Mondts Frage verliert er plötzlich die Fassung und fängt an, hemmungslos zu schluchzen. Hilflos und wie erstarrt sehen ihn die Kameraden an. Es ist das schrecklichste, was man erleben kann, einen Kameraden im Unglück zu sehen und nicht zu wissen, wie man ihm helfen soll. Auf einen stummen Wink des Kameradschaftsführers schleichen sie sich, einer nach dem andern, hinaus und gehen in das andere Zimmer, wo die SA heute Truppabend hat.

Mit geduldigen Fragen bekommt Gerhard Mondt endlich das Schicksal dieses Jungen zu hören, das traurigste, das bisher einen von der Kameradschaft Beusselkietz getroffen hat: Hans Brucks Vater

arbeitet an den Rotationsmaschinen der „Roten Fahne", ist Kommunist mit Leib und Seele, ein jähzorniger, trinkfroher Mensch, der an seinen schlimmen Tagen gefährlich und furchtbar werden kann. Hans' arme Mutter, immer krank und schwach, zittert vor dem Mann und wagt nichts zu ihrem Schutz zu unternehmen, was er ihr auch tut. Sie und der Junge, der trotz seines breiten, untersetzten Wuchses schwach und unterernährt ist, sind immer wieder die Opfer, an denen der Mann seine Wut ausläßt. Jetzt ist ihm von guten Freunden zugetragen worden, daß der im traurigsten Sinn des Wortes heimatlose Junge sich der Hitler-Jugend angeschlossen hat, und sein Toben kannte keine Grenzen, als er von der Arbeit heimkam. Mit der schweren eisernen Pfanne, die auf dem Herde stand, ist er auf Hans losgegangen. Wenn der nicht vor Entsetzen die Gewalt über seinen Körper verloren hätte, so daß er lang auf den Boden hinschlug, dann wäre es ihm vielleicht ans Leben gegangen. Als er wieder zu sich kam, fühlte er furchtbare Schmerzen in allen Gliedern, ihn schwindelte, und er mußte sich mit großer Mühe am Küchenschrank hochziehen, um auf die Beine zu kommen. Aber er wollte doch den Kameradschaftsabend nicht versäumen, und darum ist er gleich losgegangen. Von dem blauen Fleck im Gesicht hat er gar nichts gewußt, bis die Kameraden es ihm sagten.

Gerhard Mondt ist ganz still geworden. Er hat geahnt, daß bei dem Jungen zu Hause etwas nicht stimmt, aber daß es so Schlimmes geben könnte, hat er sich nicht träumen lassen. Was soll nun geschehen? Am besten wäre es, man könnte Hans Bruck irgendwo anders unterbringen, bei wohlgesinnten Leuten, die für ihn sorgen würden. Aber er ist eben erst fünfzehn Jahre alt geworden und kann deshalb ohne Zustimmung

des Vaters nicht von Hause fort. Ein Mittel gäbe es: die Jugendfürsorge. Doch der verängstigte Junge, dem bisher von fremden Menschen noch nie etwas Gutes geschehen ist, will alles andere eher, als diesen Weg gehen.

Lange sprechen die beiden miteinander, und langsam haben sich die Kameraden wieder eingefunden. Wenn sie auch nur Bruchstücke der Leidensgeschichte dieses Jungen gehört haben, eines steht bei ihnen allen fest: Hier müssen wir helfen. Mancher von ihnen hat immer gedacht, ihm ginge es unerträglich schlecht. Jetzt möchte er sich fast deswegen schämen.

Helfen! Aber wie? Sie erfahren, welche Möglichkeiten Gerhard Mondt schon mit Hans durchgesprochen hat, müssen einsehen, daß das alles nicht der richtige Weg ist. Hans Brucks beinahe krankhafte Angst, sich auf dem Weg über Jugendpfleger und Gericht helfen zu lassen, macht alles Zureden nutzlos. Trotzdem tun sich in der Ecke zwei zusammen und verabreden, sich gegen seinen Willen an den Jugendpfleger Moabits zu wenden. Denn jeder andere Versuch, den Jungen seinem unmenschlichen Vater zu entziehen, muß daran scheitern, daß der ja immer noch das Recht des Vaters hat, das ihm nur auf diesem Wege genommen werden kann.

Weil sie zuversichtlich erwarten, daß in wenigen Tagen eine Entscheidung fallen kann, gehen sie nun ans Überlegen, wo man inzwischen den Hans unterbringen soll. Aber nun kommt das Seltsame. Er will sich nicht bewegen lassen, von Hause fortzubleiben.

„Nachher muß ich ja doch wieder dahin, und dann ist es noch viel schlimmer. Nein, nein! Ich will doch lieber wieder heimgehen.“

„Aber wenn dein Vater wieder auf dich losgeht?“



Essenfassen im Lager

Im Kreis: Es schmeckt sichtlich

Kameradschaft beim Appell. Jeder muß so ordentlich aussehen, daß er als Vertreter der Gesamtheit gelten kann

„Dann soll er mich eben totschlagen. Mir ist alles egal. Helfen kann mir doch keiner.“

Der Junge bricht wieder in ein Weinen aus, das ihnen allen das Herz zerreißt. Wenn man nur für zwei oder drei Tage einmal eine Lösung fände; bis dahin kann manches geschehen sein. Der eine kann mit seinem Vater reden und dessen Rat erbitten, der Kameradschaftsführer kann die SA aufmerksam machen, und dann würde man ja weiter sehen. Aber Hans Bruck bleibt verstockt. Soviel auch die Kameraden versuchen, mit Freundlichkeit oder mit Härte, mit Rat oder mit dienstlichem Befehl, er hat sich nun einmal in seiner langen, heimlichen Leidenszeit seelisch unterkriegen lassen. Do ist nichts zu machen.

So versuchen sie, wieder fröhlich zu sein, um Hans abzulenken und aufzuheitern. Aber die lustigsten Geschichten, die frohesten Lieder helfen nicht mehr auf. Immer wieder versiegt die Lustigkeit, die sie sich selbst aufzwingen, immer wieder kommen die Pausen bedrückten Schweigens. Jeder starrt vor sich hin, als stünde er selbst vor dem bittern Schicksal des armen Kameraden, der in dieser Stunde aus einem fast fremden, unbeachteten Menschen allen ein lieber Freund geworden ist, um den sie sich mehr sorgen als um sich selbst.

Es ist heute nicht spät, als sie nach Hause gehen. Der Kameradschaftsabend hat einen traurigen Ausklang gefunden. Auch Eugen, der ein ganzes Stück Weg mit Hans zusammen geht und ihn wieder und wieder bittet, beschwört, mit zu ihm zu kommen, kann nichts erreichen. Mit einem stummen Händedruck scheiden sie voneinander. Kaum kann Eugen den Hitlergruß hörbar sprechen, so würgt es ihn in der Kehle. Was soll nun aus dem Kameraden werden, der es ihnen selbst unmöglich gemacht hat zu helfen?

Zwei Tage später wird in das Städtische Krankenhaus ein fünfzehnjähriger blasser, unterernährter Junge mit einem tiefen Messerstich im Rücken bewußtlos eingeliefert. Die Leute, die ihn gebracht haben, wissen nicht, was ihm geschehen ist. Als er aus langer Ohnmacht erwacht ist, versetzte er Ärzte und Schwestern in die größte Ratlosigkeit: Es ist nicht aus ihm herauszubringen, wie er heißt, wo er wohnt, woher er die Wunde hat. Fast könnte man argwöhnen, daß ein schlechtes Gewissen ihm verbietet, Auskunft zu geben. Aber danach sieht der Junge nun wieder nicht aus. Niemand von den vielen Menschen, die im Hause mit ihm zu tun bekommen, Ärzte, Schwestern, Patienten, kann in diesem ängstlichen, verschüchterten Blick etwas Schlechtes lesen. Auf jeden Fall wird aber die Polizei verständigt.

Ein paar Tage später ist es, als hätte der unbekannte kleine Patient Geburtstag: Vasen und Gläser mit Blumen, Kuchen, Schokolade, Bücher, alles das ist auf seinem Tischchen aufgebaut. Jeder hat etwas dazu beigetragen, um „dem Kleinen", wie er jetzt allgemein heißt, sein Mitgefühl zu zeigen und ihm in seinem freudlosen Dasein eine Freude zu machen. Denn gestern abend, als der Junge noch schlief, hat die Leitung des Krankenhauses von der Polizei den Bescheid bekommen: Der Junge heißt Hans Bruck. Die Verwundung hat er bekommen, weil er der Hitler-Jugend angehört. Und der es getan hat, ist niemand anders als sein eigener Vater.

Ein junger Arzt, der heimlich der Partei angehört, offen darf er es ja nicht sagen, wenn er nicht sofort seine Stellung verlieren will, benachrichtigte die Kameradschaft.

Im Himmel konnte es nicht schöner sein. Alle sind gut zu ihm, bemühen sich um ihn, besuchen ihn. Alles Nötige ist in die Wege geleitet,

um ihn ein für allemal vor seinem Vater, der kein Vater ist, in Sicherheit zu bringen.

Ein paar Wochen muß er noch im Krankenhaus bleiben. „Damit du endlich einmal wie ein Mensch aussiehst und nicht wie ein Gerippe", sagt die Schwester.

Dann wollen sie ihm eine Stellung verschaffen. Irgendwo wird sich etwas finden. Und wenn es am Ende doch nicht klappen sollte, dann sind ja die Kameraden und ihre Eltern da, die bestimmt für ihn sorgen werden.

Herbert Norkus

Bei der SA

Das war heute ein lustiger Truppabend bei der SA! Einer der Kameraden vom Sturm 6 in Moabit hat seinen zwölfjährigen Jungen, den kleinen Herbert, mitgebracht, und nun sitzt der auf dem hochgedrehten Schemel vor dem Klavier und spielt den SA-Leuten etwas vor. Andächtig fast und seltsam gerührt sehen die harten, kampfgewohnten Männer den flinken Fingern zu, die so geschickt über die Tasten des Instruments gleiten, so leicht und schnell sich bewegen und aus dem verstimmten, schwarzen Klimperkasten Melodien herausholen, Klänge, die mancher von ihnen noch nie gehört hat. Das ist doch etwas anderes als das harte Aufschlagen schwerer SA-Hände, die mit manchem gleichmütig hingenommenen Schnitzer Märsche oder Schlager spielen, schlecht und recht, nur daß man sich gerade denken kann, was es sein soll.

Was kann der Junge alles spielen! Ludwig Norkus hört glücklich den Beifall, die begeisterten Ausrufe seiner Kameraden. Er kann wahrhaftig stolz sein auf den Jungen. Groß und kräftig für sein Alter, mit einem hübschen, liebenswürdigen Gesicht, dessen graue Augen beim Spielen abwesend in eine unendliche Ferne zu blicken scheinen, das wellige blonde Haar sorgfältig gescheitelt, sitzt der Junge vor dem ge-

liebten Instrument und hört und sieht minutenlang noch, wenn sein Spiel zu Ende ist, nichts von allem, was um ihn herum vorgeht. Er mag wohl von einem großen Flügel träumen, auf dem sein Spiel so klingt, wie er es möchte, wenn er überhaupt schon einmal auf einem richtigen Flügel hat spielen hören.

Der Trupp bestürmt den Vater. Der Junge ist richtig, den soll er nur mitbringen. Das ist doch ein ganz anderes Singen, wenn Herbert Norkus zu den Sturmliedern die Begleitung spielt! Anders wollen sie es nicht wieder haben. Es ist, als ob ihre rauhen Kehlen, ihr kratziger Gesang ganz verwandelt wäre. Gesungen haben sie sonst auch, und nicht zu knapp. Aber heute haben sie gemerkt, daß das gar kein Singen war, sondern ein Gröhlen. Wenn der Junge dazu spielt, kann man ja gar nicht anders als wunderschön singen, und dann hat man doch erst die rechte Freude daran.

Schade eigentlich, daß er noch so klein ist; sonst müßte er morgen schon SA-Mann sein. Oder nein, es ist gerade schön, daß sie jetzt jemand haben, den sie ein bißchen beonkeln können. Und sie zerbrechen sich den Kopf, wie man dem Kleinen seinen Dank bezeigen, ihm eine Freude machen kann! Sie überbieten sich in Einkäufen an Schokolade, Bonbons und allen möglichen guten Sachen, die in einen Jungenmagen passen könnten. Es wird so viel, daß es nicht nur in den Magen, sondern auch in seine Taschen nicht mehr hineingeht. Der Vater muß schon besorgt einschreiten, damit die wackere SA dem Jungen nicht vor lauter Dankbarkeit rettungslos den Magen verkorkst.

„Kannst du schon rauchen? Wie wäre es mit einer Zigarette?" — „Aber ein Helles wirst du doch mit uns trinken? Ein ganz Kleines?" — „Na, aber eine Buddel Malzbier? Ist auch nicht das Richtige?"

— „Mit 'nem Schnaps darf man dir wohl schon gar nicht kommen?"
— „Aber ich hab's: 'ne Brause!"

Alles kann der Junge ja schließlich nicht abschlagen, und als auch sein Vater, von den Kameraden unablässig bearbeitet, ihm gut zuredet, sitzt der kleine blonde Lockenkopf ganz still mit großen verwunderten Augen am Tisch mitten zwischen all den rauhen Männern, die sich um den Platz neben ihm fast gestritten haben, vor einem Glas schrecklich roter Brauselimonade, die nach Himbeeren schmecken soll. So steht es wenigstens, mit einigen Zusätzen wie „hochfein" und „naturrein", auf der Flasche. Herbert kann den „feinen Fruchtgeschmack" nicht entdecken; eigentlich schmeckt das Zeug sogar scheußlich schlecht. Aber er trinkt tapfer mit, wenn die begeisterten SA-Leute scherzend mit ihm anstoßen. Er hat noch nie so viele fremde Männer um sich gehabt, die alle bemüht waren, ihm jeden Gefallen zu tun, und ihn damit mächtig in Verlegenheit brachten. Aber sein Klavierspiel hat ihnen gefallen, und darum mag er sie alle gern, auch wenn er nicht wüßte, daß sie die treuen Kameraden seines Vaters sind. Trotz der heißen Luft und des dicken Tabakqualms, von dem man sich Scheiben abschneiden könnte, trotz des Lärms und der gutmütigen Rauheit dieser Männer, fühlt er sich also wohl unter ihnen und freut sich darauf, wieder hinzukommen. Sie wollen ihn ja alle wieder hier haben. Wenn nur der Vater es erlaubt!

Auch der schönste Truppabend muß sein Ende haben, besonders für einen Jungen, der noch nicht dreizehn Jahre alt ist. So heißt es, um elf oder halb zwölf von den schnell gewonnenen Freunden Abschied nehmen und nach Hause gehen. Der ernste, wortkarge Vater ist dabei so aufgeräumt und gesprächig, wie es der Junge gar nicht an ihm kennt. Herbert hat sich lange nicht so glücklich gefühlt — und so müde.

Zu Hause, in der Heizerwohnung der Chemisch-technischen Reichsversuchsanstalt in Plötzensee, sinkt er ins Bett und ist sofort eingeschlafen.

Kameraden

Das war im November 1928. Von da an geht Herbert oft zu seinen großen Freunden von der SA, um ihnen etwas vorzuspielen und ihre Lieder zu begleiten. Manchmal darf er auch ohne den Vater gehen, wenn der durch seinen schweren Dienst gehindert wird, zu den Truppabenden zu kommen.

In einem andern Zimmer bei demselben Wirt hat die Kameradschaft Beusselkietz der Hitler-Jugend ihre Zusammenkünfte, und manchmal trifft deren Abend mit dem Truppabend der SA zusammen. Die Hitlerjungen brauchen Herbert, den sie zu ihrer großen Verwunderung bei der SA sehen, nicht lange in Augenschein zu nehmen, um zu wissen: Den müssen wir haben! Was ist sein Vater? SA-Mann? Dann wird das ja nicht weiter schwerfallen.

Rasch ist die Bekanntschaft angeknüpft und Herbert für die Hitler-Jugend gewonnen. Dann kann er doch auch ein braunes Hemd tragen, wie der Vater, dann gehört er doch auch zu den Soldaten des Führers! Daß es etwas Wunderbares und eine Ehre ist, dazu zu gehören, das merkt er an dem Stolz, mit dem sein Vater und dessen Kameraden und die Hitlerjungen Uniform und Abzeichen tragen. Und er möchte auch gerne Freunde und Kameraden haben, mit denen er zusammengehört. In der Klasse sind wohl ein paar nette Kerle, aber angefreundet hat er sich bisher noch mit keinem, dazu taugt Herberts ganze Art nicht recht.

Gewiß ist er kein Spielverderber und Trauerkloß. Er ist auch kein Schwächling, der nicht zu den Klassenkameraden paßt, weil er zu schlapp ist, mitzumachen. Im Gegenteil: Turnen kann er mit am besten, und es macht ihm Spaß, sich ordentlich auszutoben, wie jedem gesunden Jungen. Und wenn es einer darauf abgesehen hat, dann darf er sich ruhig von Herbert Norkus seine Abreibung abholen. Darauf ist Herbert auch heimlich stolz. Angst kennt er nicht. Das hat schon mancher sehr genau erfahren. Darum besitzt er in der Klasse großes Ansehen, und Feinde hat er sicher nicht unter den Mitschülern, keinen einzigen.

Aber so kameradschaftlich er allen gegenübertritt, im Grunde ist er nicht dazu geschaffen, schnelle Freundschaften zu schließen, genau so wenig, wie er sich leicht mit jemand verfeindet. Er ist ein stiller, nachdenklicher Junge, der seine Augen offen hält und vieles sieht, doch wenig dazu sagt. So ist ihm keiner der vielen Klassenkameraden wirklich zum Freund geworden.

Lehrer

Die Lehrer der Kirschner-Oberrealschule, die in seiner Klasse unterrichteten, wissen von dem Schüler Herbert Norkus nicht viel zu erzählen. Er ist einer unter vielen. Seine Führung ist nicht schlechter als die der andern und gibt keinen Anlaß zu besondern Klagen, ebensowenig wie zu Lobeserhebungen. Wenn die halbe Klasse Unfug macht, und das kommt in diesem Alter bekanntlich nicht allzu selten vor, dann ist Herbert Norkus sicher auch mit dabei. Allein und von sich selbst aus neigt er nicht zu schlechtem Betragen. Seine Klassenleistungen zeigen

den typischen Durchschnittschüler. Er turnt gut, zeichnet ordentlich, für Musik scheint er besonders begabt zu sein. Das Rechnen macht ihm keine große Mühe. Mit den fremden Sprachen steht er dafür auf dem Kriegsfuß. Aber es hat noch immer gereicht, ihn von Jahr zu Jahr zu versetzen.

Einmal schien es damit zu hapern. Vater Norkus bekam eine Zuschrift, wie Väter sie nicht gerne sehen: den bekannten „blauen Brief" von der Schule. „... bedauert, Ihnen mitteilen zu müssen, daß die Versetzung Ihres Sohnes Herbert in die nächste Klasse ernstlich gefährdet ist. Insbesondere ist es erforderlich, daß sich seine Leistungen im Französischen wesentlich bessern."

Ludwig Norkus hält dem Jungen mit strenger Miene den Brief vor die Nase: „Sag mal, Herbert, was ist denn das für eine Geschichte? Ich denke, es geht alles glatt in der Schule?"

„Och, Papa, das ist bloß so 'ne Formalität. Den Brief, den hat die halbe Klasse gekriegt. Da brauchst du dir gar keine Sorgen zu machen!"

Diese treuherzige Versicherung entwaffnet den Vater. Er muß sich große Mühe geben, ernst zu bleiben, und entläßt den Jungen mit einigen Mahnworten.

Herbert hatte das Glück, recht zu behalten: er kam durch, wenn auch sein Zeugnis nicht gerade eine Schönheit war.

In die Hitler-Jugend?

Herbert Norkus hielt es für eine abgemachte Sache, daß er in die Kameradschaft Beusselkietz eintreten werde. Der Vater, als SA-

Mann, hatte nichts dagegen. Er wußte, daß auch die Hitler-Jugend nicht verschont blieb von den Verfolgungen und der Gefahr, in der die SA Tag für Tag lebte. Aber er glaubte nicht, daß es mehr als gelegentlich mal einen Puff absetzen würde. Die Hitlerjungen waren doch Kinder, und wer sollte ein Interesse daran haben, ihnen etwas Ernstliches zu tun? Und dann wünschte er seinem Jungen sehr, daß er in den engen Kreis einer Kameradschaft hineingezogen werde, und hielt es nicht für falsch, wenn er in einer Zeit des Kampfes auch als Kämpfer aufwachse. Die strenge Disziplin und das kameradschaftliche Zusammenhalten der Hitlerjungen würden zudem ein gutes Gegengewicht sein gegen Herberts Neigung zur Einspännerei und Verträumtheit.

Aber nicht zur Zustimmung zu bewegen war die Mutter, die gute Frau, die trotz ihrer schwächlichen Natur und häufigen Krankheit sich in dem kleinen Milch- und Schokoladengeschäft in der Wiclefstraße abarbeitete, um zu dem geringen Lohn ihres Mannes etwas hinzuzuverdienen, damit sie ihrem Jungen die Erziehung verschaffen könnten, die sie ihm wünschten. Ängstlich und durch das Gerede ihrer Kundschaft kopfscheu gemacht, wollte und wollte sie es nicht zulassen, daß Herbert unter die Hitlerjungen ginge. So leidenschaftlich und erregt war ihr Widerspruch gegen diesen heißen Wunsch ihres Jungen, dem sie sonst nichts abschlagen konnte, daß nach einigen Versuchen weder Vater noch Sohn mehr auf die Sache zurückkommen mochten.

Herbert liebte seine Mutter mit aller Zärtlichkeit, deren ein Junge fähig ist. In seinem weichen Herzen empfand er es doppelt stark, wie sie sich für ihn und seinen kleinen Bruder aufopferte. Lange konnte er bei ihr sitzen, stumm ihren fleißigen Händen bei der Arbeit folgen oder mit zufassen, wenn er es durfte. Bald hatte er sich so weit ein-

gelernt, daß er sie am Ladentisch vertrat, Milch abmaß und Schokolade verkaufte, ja sogar mit den schweren Milchkannen hantierte. Sicher mochte er gern Süßigkeiten. Aber niemals kam es vor, daß er sich heimlich etwas von den Vorräten des Geschäfts genommen hätte, so oft er auch allein im Laden war.

Gegen den Willen seiner Mutter mit den Hitlerjungen auf Fahrt zu gehen, an den Kameradschaftsabenden und dem andern Dienst teilzunehmen, das hätte Herbert keine Freude gemacht. So verzichtete er auf die Erfüllung seines Wunsches, so schwer es ihm wurde.

Es war nicht einmaliger Verzicht, der sich mit der Zeit verwinden läßt. Immer wieder, wenn er die SA besuchte, traf er mit den Hitlerjungen zusammen. Jedesmal wurde er aufs neue gedrängt, zu ihnen zu kommen, jedesmal mußte er aufs neue ablehnen. In der Schule hatte sich zwar eine Gruppe des „Nationalsozialistischen Schülerbundes" gebildet, der Herbert beitrat, aber das war kein Ersatz für den aktiven Dienst bei der HJ. Es war eine Art Gesinnungsgemeinschaft, mit dem Ziel, sich in der Schule gemeinsam gegen die Anfeindungen durch „rot" eingestellte Schulkameraden zu decken. Darüber hinaus kam es nur hin und wieder zu Treffen in der Stadt oder bei dem einen und andern Kameraden in der Wohnung. Keine Ausmärsche, kein strenger Dienst, keine Uniform. Er beneidete die Jungen, die in der Kameradschaft Beusselkietz mitmachen konnten. Er hatte sie alle im Laufe der Zeit kennengelernt, und innerlich fühlte er sich längst ihnen zugehörig. Daß er nicht wirklich in ihre Reihen treten durfte, war ihm ein nagender Schmerz.

Manchmal kam Gerhard Mondt zu Herberts Vater, um sich für einen Ausmarsch dessen Tornister zu leihen. Ihm ging es nicht so gut,

daß er sich einen hätte kaufen können. Jedesmal machte er einen neuen Anlauf, um für Herbert die Erlaubnis zum Eintritt in die Kameradschaft zu erwirken, aber umsonst.

Das Klavier

Dabei blieb es für die nächsten Monate und Jahre. Herbert war ein Freund und gern gesehener Gast der Kameradschaft. Wie bei der SA trug er auch bei der Hitler-Jugend zur Ausgestaltung der Zusammenkünfte durch sein Klavierspiel bei. Zum erstenmal tat er es bei einer Weihnachtsfeier, die die Jungen veranstalteten, und seither wurde er stets herangeholt.

Er war damit sehr zufrieden; denn für ihn war das Klavier nicht ein Instrument, das von bösartigen Menschen erfunden ward, um von den schrecklich wenigen freien Stunden des Schuljungen noch einige wegzunehmen und mit der Qual langweiliger Etüden anzufüllen. Für ihn war das Klavier jemand, mit dem er sprechen, dem er alles das erzählen konnte, was ihn im Innersten bewegte, und wovon er zu Menschen und in Worten keinen Ausdruck fand.

Die Eltern wußten nicht recht, ob sie sich über diese Gabe ihres Ältesten freuen oder bekümmern sollten. Denn kaum war Herbert von der Schule zurück und hatte seinen guten Teil von dem bescheidenen Mittagessen verdrückt, so klappte er auch schon das Klavier auf und übte oft stundenlang, ohne Pause und ohne an seine Schularbeiten zu denken.

„Herbert, hast du denn für morgen gar nichts aufbekommen?"

„Ja, doch, aber es ist nicht viel. Das kann ich nachher schnell machen."

Wenn der Vater oder die Mutter weiter drängten, dann konnte er so überzeugend versichern, es dauere nur noch eine Viertelstunde, dann werde er sich bestimmt an sein Französisch setzen, daß man ihn gewähren ließ, und wenn aus der Viertelstunde auch eine oder anderthalb Stunden wurden.

Morgens erschien er, wie jeder rechte Schuljunge, erst im letzten Augenblick zum Frühstück, packte dann schnell noch seinen Kram in die Mappe, und „Heil Hitler! Auf Wiedersehn!" fort war er.

Von einer bestimmten Straßenecke an, nicht mehr weit von der Schule, ging es mit ruhigen Schritten weiter. Denn dort fand er Gesellschaft. Zwei Mädchen vom Bund Deutscher Mädel, die er bei der Hitler-Jugend kennengelernt hatte, hatten fast denselben Weg wie er und pflegten auf den netten Jungen zu warten. Sie hatten sich jeden Morgen dasselbe zu erzählen, ihre Sorgen vor dem heutigen Schultag. Hoffte er inbrünstig, von dem Französischpauker verschont zu bleiben, so überlegten die Mädel, wann und von wem sie ihre Rechenaufgaben abschreiben sollten, um nicht wieder gräßlich hereinzufallen.

Hitlerjunge

Der Tod der Mutter

1931 starb Herberts Mutter nach langer Krankheit. Es war das erste Mal, daß das Menschenschicksal in seiner rätselhaften Größe, in seiner unerbittlichen Härte und letzten Gnade dem Vierzehnjährigen nahe trat.

Die Mutter war tot. Wo ihre nimmermüden Hände gearbeitet, ihr liebevolles, treusorgendes Herz gewaltet hatte, klaffte eine grausame Leere. Hatte sie auch in der letzten Zeit schon nicht mehr alle Arbeiten allein machen können, so daß eine Haushälterin ins Haus genommen werden mußte, jetzt erst war es ganz zu spüren, daß sie doch immer dagewesen war, immer an sie alle gedacht und sie alle betreut hatte.

Sie hatte nie viel gesprochen. Das Leiden hatte sie still gemacht. Und doch war es jetzt, als sei der Ton verstummt, der immer geklungen hatte, der tragende Ton in der Harmonie der Familie.

Der Junge ging seine alltäglichen Wege wie unter einem Alp. Das Mitgefühl der Menschen daheim, der Schulkameraden und der Lehrer machte ihm das Herz nur noch schwerer. Es war so bitter, niemand zu haben, dem er die Last seines Schmerzes hätte aufbürden können als einem verstehenden Freund. Den Vater hatte der Verlust selbst so hart getroffen, daß er sich in dieser Zeit ganz in sich verschloß. Und dem er sonst alles anvertraut hatte, das geliebte Instrument, stand verschlossen in dem Zimmer, in das der Tod eingezogen war.

Im Trauerhaus herrschte das Schweigen. Auch in Herbert herrscht es, dessen empfindsame Art von dem schweren Erlebnis bis ins Innerste gepackt war. Stumm ging er fort, stumm und teilnahmlos saß er auf seiner Bank unter den Klassenkameraden, kaum gab er ihren Gruß zurück, wortlos saß er zu Hause, bis die Schlafenszeit ihn von den Qualen des Tages erlöste.

Mehr als je sehnte er sich nach dem Kreise guter Kameraden, wie er ihn bei den Hitlerjungen vom Beusselkietz kennengelernt hatte. Dort würde er die Menschen finden, deren treuer Sinn und inneres Verstehen ihn von dem Druck dieser unheimlichen, leeren Zeit befreien könnten.

Lange wagte er es nicht, seinen neu erwachten Wunsch dem Vater vorzutragen. Aber endlich hielt er es nicht mehr aus. Er war aus der Schule gekommen, hatte lustlos am Tisch gesessen und stand wieder, wie so oft in diesen Tagen, in der Tür des Wohnzimmers, den Blick auf das Klavier gerichtet. Da platzte es heraus: „Es ist ja furchtbar hier! So öde! Papa, darf ich?" Und schon stand er an dem Instrument, die Hand ausgestreckt, um den Deckel aufzuschlagen.

„Wenn du mußt ..."

Das war Befreiung. Stunde um Stunde spielte Herbert. Alles Leid, alle traurigen Gedanken der drei Wochen, seit die Mutter fort war, flossen zusammen in diesem Spiel. Stumm hörte der Vater zu. In dieser Stunde verstand er seinen Jungen besser, als sie sich je mit Worten verstanden hätten. Und er dankte dem göttlichen Schicksal, daß es dem Knaben gegeben hatte, sein übervolles Herz so zu erleichtern. Auch ihm hatte Herbert geholfen.

An diesem Tage hielt das Leben wieder Einzug in das stille Haus.

Nach wenigen Tagen sah Herbert seinen alten Wunsch, in die Hitler-Jugend einzutreten, erfüllt. Endlich gehörte er ganz zu der Kameradschaft, die schon lange seine Heimat geworden war, er teilte mit ihr nun den Dienst, ihren Kampf und ihre Gefahr.

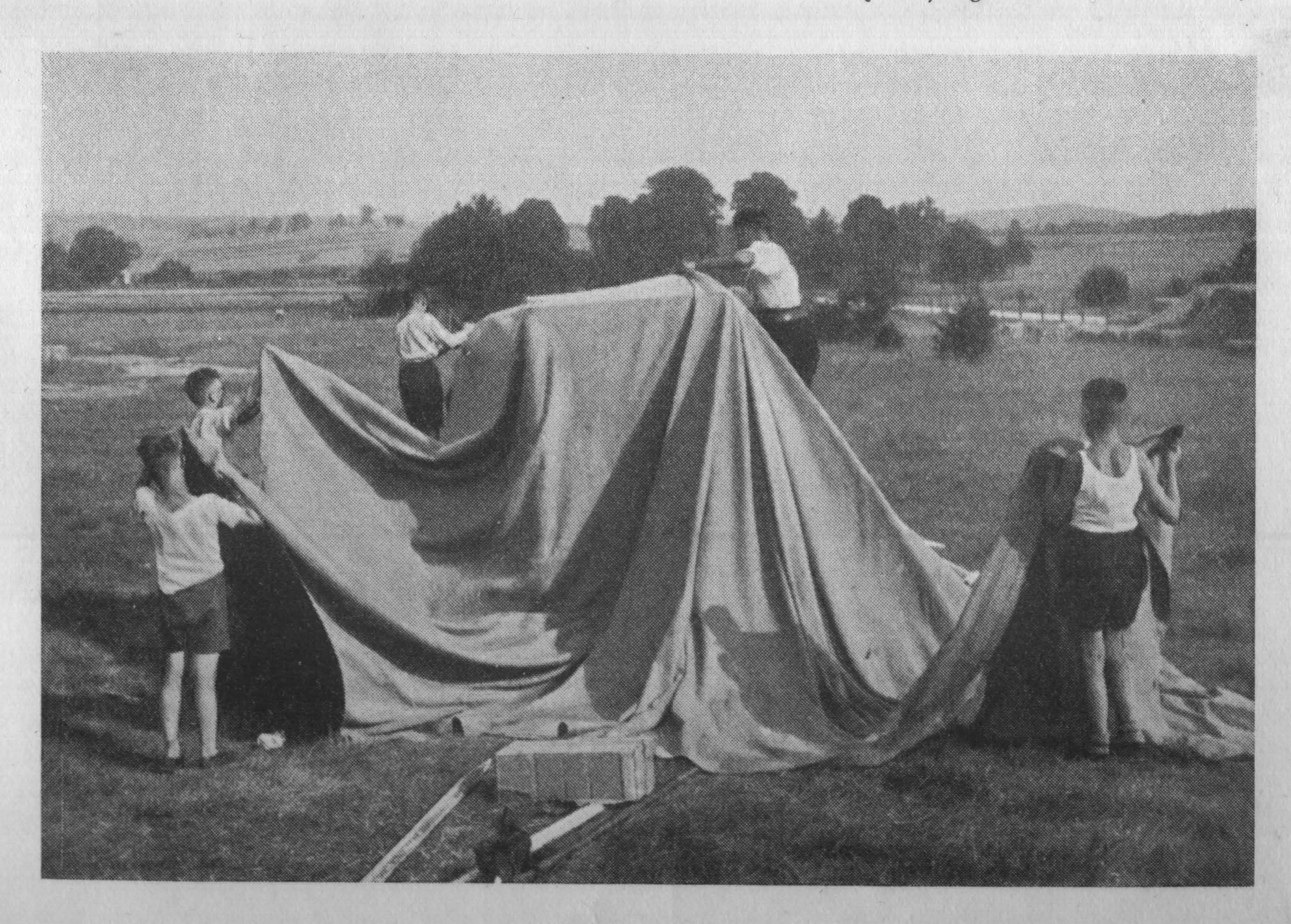
In der Nachbarschaft war längst bekannt, daß Ludwig Norkus Nazi und SA-Mann war. Jetzt, als auch sein Sohn das braune Hemd trug, kannten Terror und Verfolgung keine Grenzen mehr. Der Laden in der Wiclefstraße stand unter dauernder Beobachtung durch die „Antifaschisten". Wenn sich diesen Burschen die Möglichkeit zu Sabotageakten gegen den ohnehin recht bescheidenen Geschäftsverkehr bot, wurde sie kräftig ausgenutzt.

In der Nähe wohnte ein SA-Mann, der in seiner etwas größeren Wohnung Kameraden, die durch Berlin reisten, aufnahm. Um den Ortsfremden das Finden zu erleichtern, war ausgemacht, daß sie sich in Norkus' Laden melden sollten. Eines Tages öffnet sich die Ladentür, und mit strahlendem Gesicht, die SA-Mütze auf dem Kopf, die Uniform halb von dem offenen Mantel bedeckt, kommt polternden Schrittes ein Zwickauer Kamerad herein. Ludwig Norkus starrt ihn entgeistert an, aber der wackere Sachse läßt sich nicht stören und fängt nach kräftig geschmettertem Gruß fröhlich einen groß angelegten Vortrag über das Wetter, die Regierungsverhältnisse in Zwickau und Berlin und die allgemeinen Unterschiede zwischen Berlin und Sachsen an.

Indessen hat sich Vater Norkus ein wenig von seinem Erstaunen erholt. Er findet gerade noch Zeit, den Redefluß des Sachsen zu bremsen und ihn hinter die Tür zwischen dem Laden und dem anschlie-



Hitlerjungen beim Reitunterricht



Das Zelt wird aufgeschlagen

ßenden kleinen Wohnraum zu klemmen, als schon von der Straße eine Horde von sechs oder acht kommunistischen Rabauken in den kleinen Laden stürmt.

„Wo ist der Hund? Wo habt ihr den Kerl versteckt?"

Norkus sieht in ohnmächtiger Wut zwei Milchflaschen, die auf dem Ladentisch standen, zu Boden fliegen. Die Milch zerfließt in weißen Pfützen zwischen den trampelnden Stiefeln der Eindringlinge. Was soll er gegen diese Übermacht tun? Er versichert, von keinem SA-Mann etwas zu wissen. Hier ist jedenfalls keiner hereingekommen. Er weiß überhaupt nicht, wovon sie reden.

Aber — kein Wunder! — sie denken nicht daran, dem verdammten Nazi zu glauben. Im Laden scheint der Gesuchte allerdings nicht zu sein. Wenn bei der Durchsuchung noch das eine oder andere Glas zufällig hinunterfällt und zersplittert, was macht das? Gehört doch bloß einem Nazi, und dessen Sachen kaputt zu schlagen, ist höchstens ein Verdienst.

Dann kommt die kleine Wohnstube an die Reihe. Während die Verfolger sie von oben bis unten durchstöbern, steht der brave Zwickauer schwitzend hinter der Tür. Norkus, der am Ladentisch geblieben ist, sieht mit Schrecken, daß die Spitzen der schwarzen Marschstiefel unter der Tür sichtbar sind. Aber diesmal ist das Glück auf ihrer Seite. Enttäuscht, fluchend und drohend zieht die Suchkolonne durch die Hintertür ins Treppenhaus ab.

Während dieses mit viel Lärm und Schimpfen bis zum Dachboden erstiegen und untersucht wird, fühlt sich der vollkommen verstörte Zwickauer plötzlich mit kräftigem Ruck aus seinem unsicheren Versteck gezogen. Jemand reißt ihm von hinten die SA-Mütze vom Kopf.

Eben will er zu einem mächtigen Tritt gegen den vermeintlichen Angreifer ausschlagen, da meint eine hastig flüsternde Stimme hinter ihm: „Halt den Mund und mach, daß du 'rauskommst!"

Schnell ist der Mantel gewechselt, ein uralter Filzhut von Norkus tief über den Kopf gestülpt, und ein bis auf die Stiefel unwahrscheinlich veränderter Sachse verläßt eilenden Schrittes das ungemütliche Haus. Die Adresse des Kameraden und den Weg dahin hatte ihm Norkus noch schnell beschrieben, und nach kurzem, etwas ängstlichem Lauf über das ungewohnte Moabiter Pflaster fand der unternehmungslustige Zwickauer dort ein gemütlicheres Unterkommen.

Bitter enttäuscht, das sichere Opfer entwischt zu sehen, verließ die Kommunistengarde das Haus mit dem festen Versprechen, wiederzukommen. Und Ludwig Norkus wußte, daß sie das halten würden. Bald darauf hatte er einen Waffenschein, der geladene Revolver fehlte von da an nie mehr in seiner Tasche.

Die Kommunisten wußten nach kürzester Zeit, daß sie beim nächsten Besuch einen andern Empfang finden würden. Die Überfälle hörten auf. Aber es gibt ja genug Mittel, um ein Geschäft kaputt zu kriegen! Es war bald keinem mehr zu empfehlen, in dem Norkusschen Laden einzukaufen. Er konnte sicher sein, postwendend von der Kommune kleine Aufmerksamkeiten zu erleben, die ihm keine Freude machten. Schließlich mußte Ludwig Norkus froh sein, das Geschäft noch verkaufen zu können, ehe es reif zum Konkurs war.

Auch sonst war das Leben des SA-Mannes Ludwig Norkus nicht arm an Zwischenfällen. An einem bestimmten Zeitungsstand kaufte er jeden Tag den „Völkischen Beobachter", der dort friedlich neben der „Roten Fahne", dem „Vorwärts" und dem „Lokal-Anzeiger" aus-

lag. Bald wurde aus den wenigen Schritten vom Zeitungshändler zur Wohnung ein Spießrutenlauf zwischen Hetzreden und Pöbeleien. Schließlich war es Norkus zu bunt. Zu deutlich war zu spüren, daß es an einem der nächsten Tage eine Explosion geben würde. Darauf wollte er es möglichst nicht ankommen lassen und meldete den drohenden Überfall daher auf dem Gau. Er bekam die Anweisung, auch am nächsten Tage in Ruhe seine Zeitung zu kaufen, sie breit aufzuschlagen und unterwegs darin zu lesen. Das weitere würde sich finden, ihn gehe das jedenfalls nichts an.

Es fand sich auch. Wie gewöhnlich hörte Norkus auf dem Wege nach Hause hinter sich die schlacksigen Schritte von drei oder vier Thälmannjüngern, wie immer auch ihre pöbelnden Bemerkungen. Es war ihm sogar, als kämen sie heute dichter heran als sonst, und die Versuchung, sich umzudrehen und zuzuschlagen oder aber die Beine in die Hand zu nehmen, war stärker denn je. Dem Befehl hatte er entnommen, daß jemand da sein würde, um ihn herauszuhauen, wenn es schief ginge. Aber so gründlich er sich auch während des Einkaufs umgesehen, er hatte niemand entdecken können. Ob sie es vergessen hatten?

Mit aller Willenskraft zwingt er sich, den Befehl genau auszuführen. Als sähe und höre er nichts, geht er ruhig und langsam weiter, die ausgebreitete Zeitung vor der Nase. Lesen kann er dabei natürlich nicht, denn er hat genug damit zu tun, auf die Schritte hinter sich genau zu achten, um noch herumfahren zu können, ehe ihn der Schlagring an den Schädel trifft.

Jetzt! Die Schritte der Leute hinter ihm sind schneller und länger geworden. Im nächsten Augenblick müssen sie heran sein. Da plötzlich

durchdringendes Quietschen, ein Auto bremst kurz hinter ihm an der Bordschwelle, und ehe er sich klar ist, was vorgeht, ertönen Schmerzensschreie. Der erstaunt umblickende Norkus sieht nur noch ein davonrasendes Auto und drei oder vier junge Bengel, die in scharfem Trab, einer von ihnen schwer hinkend, um die nächste Ecke verschwinden. Von da an konnte er seinen „V.B." ungestört nach Hause bringen.

Gefahr

In diesen Kleinkrieg war auch Herbert ganz hineingezogen, seit er der Hitler-Jugend auch äußerlich angehörte. Bisher schon mußte er als Sohn eines SA-Mannes oft im Beusselkietz unangenehmen Begegnungen ausweichen. Aber jetzt richteten sich Haß und Verfolgung gegen ihn selbst, gegen den Hitlerjungen Herbert Norkus. Es war eine aufregende Unternehmung, zum Kameradschaftsabend den weiten Weg von der Dienstwohnung des Vaters allein zu gehen. Uniform tragen war ja unmöglich, doch auch das schönste Räuberzivil nutzte auf die Dauer nicht mehr viel. Eine Zeitlang konnte man sich durchhelfen, wenn man mit wild umgeschlungenem Schal oder gar mit dem Abzeichen eines marxistischen Jugendverbands durch die Straßen ging. Aber als die Gegner erst einmal spitz gekriegt hatten, welche Mittel und Mittelchen angewandt wurden, war deren Wut doppelt groß und die Gefahr wirklich ernst.

Der Vater wußte aus eigener Erfahrung, wie die Dinge standen. Er kannte die Kampftruppen Moskaus genau von Saalschlachten her und mancher Auseinandersetzung auf der Straße, die auch nicht zart

abgegangen war. Er kannte aber auch die Feigheit dieses Gesindels und wußte, daß es im Grunde nur dann gefährlich wurde, wenn es bei weitem die Übermacht hatte. Freilich, die Sorgen und Ängste der Mutter Herberts blieben nicht ohne Wirkung auf ihn, auch nachdem die treue Gattin zu Grabe getragen war.

Oft folgte er dem Jungen in einiger Entfernung, um im schlimmsten Fall gleich bei der Hand zu sein. Das leichte Motorrad, das er sich erstanden hatte, war im ganzen Stadtviertel wohlbekannt. Namentlich abends war es auf den ersten Blick erkennbar: An Stelle einer teuern Lichtmaschine zierte eine alte Karbidlampe das pompöse Vehikel, die folgsam mit den Stößen des Rades auf dem Kopfsteinpflaster auf- und niedertanzte, einen matten gelben Lichtschein verbreitend, wie von einer Stallaterne.

Das Mundwerk der Moabiter ist nicht faul, und bald hatte das Motorrad seinen Spitznamen weg. „Das Kuhlicht kommt!" und jedermann wußte, daß Ludwig Norkus unterwegs war. Ludwig Norkus, oder sein Sohn Herbert, der für sein Leben gern mit dem steuer- und führerscheinfreien Maschinchen durch Moabit fuhr, manchmal mit, manchmal ohne Erlaubnis des Vaters.

Das „Kuhlicht" folgte Herbert häufig auf dem Weg zum Dienst. Oft trieb es den Vater, dem Jungen im Schrittempo bis zu dem Sturmlokal nachzufahren, wo man ihn sicher wußte. Aber niemals geschah etwas, das ernste Befürchtungen gerechtfertigt hätte. Herbert wußte selbst, daß er den jungen Kommunisten des Viertels bekannt war, und zwar aus der sichersten Quelle: von ihnen selbst. In aller Ruhe hatte er mit manchem von ihnen, den er als Spielgefährten früherer Jahre noch kannte, gesprochen, und hin und wieder wohl auch

die Ankündigung bekommen: „Dir werden wir bei Gelegenheit mal eins auswischen.“ Aber Herbert kannte keine Angst.

Er war in den letzten Jahren sehr gewachsen und ein kräftiger Bursche geworden. Wenn er seinem Vater von solcher Begegnung erzählte, lachte er sorglos und sagte: „An mich trauen sie sich ja doch nicht heran. Ich würde es ihnen schön besorgen!“

Denn wie er und seine Kameraden von der Hitler-Jugend den Kommunisten bekannt waren, so wußten auch sie selbst, mit wem sie es auf der Gegenseite zu tun hatten. Und unter den gleichaltrigen Kommunistenjungen war kaum einer, der es mit Herbert hätte aufnehmen können.

So ging es lange Zeit, ohne daß schwerere Zwischenfälle die Sorge des Vaters gerechtfertigt oder Herbert beunruhigt hätten. Schließlich, wenn man wußte, daß irgendwo die Luft dick war, dann konnte man sich danach richten und ruhigere Wege gehen. Und war es gar zu spät geworden, und boten die nächtlich vereinsamten Straßen zu großen Anreiz zu ungestörten Überfällen, dann ging Herbert nicht nach Hause, sondern übernachtete in der Bude seines Freundes und Kameradschaftsführers Gerhard Mondt, die nahe beim Sturmlokal lag.

Die beiden hatten sich über die selbstverständliche Kameradschaft hinaus als Freunde zusammengefunden, soweit Herberts Veranlagung es ihm überhaupt möglich machte, sich anzuschließen. Den Kameraden schien diese Freundschaft umso natürlicher, als Herbert Norkus und Gerhard Mondt einander auffallend ähnelten. Aus einiger Entfernung konnte man leicht den einen von ihnen für den andern halten.

Außer der Hitler-Jugend hatte die Marinejungschar des früheren Zeppelinführers Eisenreich um Herbert Norkus geworben. Die gewinnende Persönlichkeit des Luftschiffers und Offiziers hatte den Jungen angezogen. Der Gedanke, mit einem Mann zusammen zu sein, der in kühnem Flug über die stürmische Nordsee den Londonern unerwartete Besuche abgestattet hatte, fesselte den phantasiebegabten Jungen.

Sein beweglicher, eindrucksfähiger Geist sah bildhaft vor sich, was Eisenreich erzählte: Das unübersehbare Meer, vom Orkan aufgewühlt, hochschäumende Gischt, jagende Wolken, deren Ränder im Widerschein des Mondes schimmern. Und zwischen den tobenden Elementen das Luftschiff, hoch- und niedergerissen von der Gewalt des heulenden Sturmes, brummend und zitternd. So erlebt der Junge selbst den heroischen Kampf des zerbrechlichen Menschenwerkes mit den Urgewalten der Natur, fühlt in seinem pochenden Herzen die ungeheure Spannung der Besatzung nach, die dort verlassen zwischen Himmel und aufgeregter See das Luftschiff dem Feinde entgegenführt. Er sieht die Männer vor sich, die mit harten, entschlossenen Gesichtern am Steuer, an den Motoren arbeiten, jeden Augenblick gefaßt auf das Ende im Dienst des Vaterlandes.

Und Herbert erlebt so den Bombenüberfall auf das Herz des Feindeslandes, auf die Siebenmillionenstadt London. Aus dem Dunkel der lichtlosen Häusermassen schießen Scheinwerfer ihre unheimlichen weißen Strahlenkegel herauf gen Himmel, lassen sie hin und her tasten, sich scheiden und miteinander treffen, bis sie den glänzenden Leib des

Zeppelins gefaßt haben. Im selben Augenblick krachen auch schon die Schrapnelle durch das Getöse der Motoren, flattern die weißen Wölkchen platzender Geschosse um das Luftschiff. Todbringend, verheerend sausen seine schweren Bomben auf die Stadt. Wo sie aufschlagen, sprühen Funken, fliegen riesige Brocken durch die Luft, lohen Brände auf, während das Luftschiff steil emporsteigt, um sich hinter Wolken dem Spiel der Scheinwerfer und der Verfolgung durch feindliche Flugzeuge zu entziehen.

Solche Bilder einer grauenhaften Romantik, die sich aus der Vermischung wirklicher Erlebnisse mit der künstlerischen Phantasie des Knaben formten, steigen vor Herbert Norkus auf, wenn er mit dem Luftschiffoffizier zusammen ist.

So hat er sich der Werbung nicht entzogen und ist auch der Marinejungschar beigetreten, ohne deshalb seine Pflichten gegenüber der Kameradschaft Beusselkietz zu vernachlässigen.

Die Marinejungschar hatte wie jeder Verband der nationalsozialistischen Bewegung mit schwersten Geldnöten zu kämpfen. Wenn ihr Führer durchsetzen wollte, was er sich vorgenommen hatte, den Jungen aus dem Binnenland außer deutschem Nationalempfinden und Freude an soldatischer Zucht und Ordnung auch Verständnis für die Seefahrt, nach Möglichkeit sogar deren Anfangsgründe beizubringen, so mußte er sich mit kümmerlichsten Mitteln behelfen. Ein alter Zementkasten auf den Fluten des märkischen Sees war die gesamte Flotte, deren kommandierender Admiral Eisenreich war. Die Jungen, die da mitmachten, konnten wirklich nicht in den Verdacht kommen, vom Prunk eines vornehmen Wassersportklubs angezogen zu sein. Was sie bei der Stange hielt, was ihnen niemals die Luft nahm, mit den

Riemen das Wasser zu peitschen, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen, das war die ehrliche Überzeugung, einer guten Sache zu dienen und einem prächtigen Führer sich unterzuordnen.

Immer wieder bemühte sich Eisenreich bei allen in Frage kommenden Stellen um Unterstützung seiner Arbeit und Verbesserung der Ausrüstung seiner Schar. Endlich kam er einen großen Schritt vorwärts. Der Gau Groß-Berlin der NSDAP hatte den Wert seiner Bestrebungen erkannt und für so wesenlich gehalten, daß er von seinen wahrhaftig geringen Einnahmen aus Beiträgen der Parteigenossen die Finanzierung einer bedeutenden Vergrößerung der „Flotte" übernahm: die Marinejungschar sollte ihr eigenes Boot bekommen.

Ein richtiges Boot! Ein Boot, das schwamm, mit dem man von der Stelle kommen würde! Auf dem man endlich die mit viel Schweiß erkauften Kenntnisse aus der Zeit des Zementkastens praktisch verwerten konnte! Die Jungen waren überglücklich, als sie davon erfuhren. Sie schmiedeten eifrig Pläne, was man alles mit dem neuen Fahrzeug anstellen könnte. Der Führer ließ sie gewähren und hatte seine Freude daran. Die Begeisterung seiner Schüler war ja der deutlichste Beweis, daß er nicht umsonst gearbeitet und sein Bestes aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen gegeben hatte. Er hatte wirklich in den Landratten Sinn und Liebe für das Wasser geweckt. Für das Meer, dessen Beherrschung durch eine Flotte mit tüchtiger, ausgesuchter Besatzung, die voll Liebe und Begeisterung an ihrem Beruf und ihrem Element hängt, eines der wichtigsten Mittel ist, um Deutschland seine alte Geltung in der Welt und den alten Wohlstand im Innern wieder zu verschaffen.

So hatte er auch nichts dagegen, als die Jungen alle Vorberei-

tungen zu einer würdigen Tauffeier des Bootes trafen, bei der sie als zukünftige Besatzung die Hauptrolle übernehmen wollten.

Endlich war der große Tag gekommen. Die Feier war nach gründlicher, liebevoller Vorbereitung würdig verlaufen und sollte ihre Krönung darin finden, daß eine aus den Angehörigen der Marinejungschar ausgewählte Mannschaft das Boot unter der Flagge der Schar in sein Element führte.

Stolz und in der gehobenen Stimmung, in die die kurzen, kernigen Ansprachen der schlichten Feier die jungen Herzen versetzt hatten, betraten die Auserwählten zum erstenmal die Planken des eigenen Schiffes. Herbert Norkus war unter ihnen.

War es nun die besondere Erregung des feierlichen Augenblicks, war es, daß einer der Kameraden, die vor ihm an Bord gegangen waren, durch eine Bewegung das Boot ins Schwanken gebracht hatte, war es Herberts eigene Ungeschicklichkeit? Beim Einsteigen stolperte er, blieb an dem kleinen Flaggenmast hängen und riß ihn mit der Fahne um. Während er sich wieder aufrichtete, mit zerstoßenen Gliedern, und ärgerlich den großen Riß besah, den der Flaggstock in seine Hose gerissen hatte, wollten sich die Kameraden vor Lachen ausschütten. Die ganze Feierlichkeit und der Ernst des Anlasses waren vergessen, die Lust der Jungen an Ulk und Spaß schaffte sich Luft.

Nur der Führer der Marinejungschar, der alte Luftschiffer und Seemann Eisenreich, stimmte nicht in die Fröhlichkeit ein, die nach dem ersten Ärger auch Herbert angesteckt hatte. Bedenklich schüttelte er den Kopf und brummte etwas vor sich hin. Die Flagge — das ist das Leben des Schiffes. Gewiß kann bei der Seefahrt Mißgeschick und dieser und jener kleine Unfall vorkommen. Ein schlechter Seemann,

der nicht über sein eigenes Pech lacht, wie die andern darüber lachen. Aber die Flagge muß dabei aus dem Spiel bleiben. Wenn der Fahne etwas geschieht, dann ist bitterer Ernst nicht mehr weit. Das weiß jeder Seemann, auch wenn er sonst noch so sehr über den Aberglauben seines Standes lacht.

Als Herberts Hose notdürftig geflickt war und der Junge zu Eisenreich kam, um sich wegen des Vorfalles zu entschuldigen, da sagte der nachdenklich: „Jedem kann mal was passieren, und ich wüßte kaum von einer Feierlichkeit, bei der nicht irgend etwas schief gegangen wäre und die andern etwas zu lachen gehabt hätten. Das ist nicht schlimm, mein Junge! Aber die Fahne, die hättest du stehen lassen sollen. Wenn sie auch selbst heil geblieben ist – daß du sie umgerissen hast, das ist kein gutes Vorzeichen. Du wirst dich sehr hüten müssen, daß dir nicht nächstens ein Unglück zustößt."

Herbert sah seinen Führer erstaunt und ungläubig lächelnd an. Dann machte er kehrt und ging zu seinen Kameraden, um ihnen die seltsame Erfahrung zu erzählen: Der Zeppelinführer Eisenreich, der den Naturgewalten des Meeres und der Luft getrotzt hatte, ohne mit der Wimper zu zucken, der zwischen explodierenden Schrapnelle und englischen Flugzeugen über London nicht die Ruhe verloren hatte, dieser Mann war abergläubisch!

Herbert Norkus lachte. Er hielt nicht viel von der Prophezeiung. So wenig, daß er auch seinem Vater und den Kameraden vom Beusselkietz nichts davon erzählte.

Im Dienst

Der Bittsteller

Anfang Dezember 1931 erschien bei dem Pfarrer Jakubowski in Moabit ein junger Mensch in der Sprechstunde. Über einer breiten, untersetzten Gestalt ein rundes, nichtssagendes Gesicht, langes blondes Haar, das, nach hinten gebürstet, sich widerstrebend aufrichten wollte, große abstehende Ohren. Er heiße Klingbeil, Bernhard Klingbeil, und wolle den Herrn Pfarrer um eine kleine Unterstützung bitten. Neunzehn Jahre alt sei er und erwerbslos.

Der Pfarrer kennt seit Jahren die furchtbaren Bilder des Elends in seiner Gemeinde. Er hat immer gern geholfen. Aber die Not ist größer, als die kärglichen Mittel reichen, die ihm für solche Zwecke zur Verfügung stehen, viel größer. Darum muß er jeden Pfennig immer wieder drehen und wenden, ehe er ihn ausgibt, muß sicher sein, daß die Hilfe keinem Unwürdigen zuteil wird. Und er weiß nur zu gut, daß mancher sich hier in der Amtsstube fromm und bieder gebärdet, um von einem gutgläubigen und vertrauensseligen Pfarrer Geld zu bekommen. Wenn er aber die Tür von außen geschlossen hat, ist es mit der Frömmigkeit und Untadeligkeit seiner Lebensführung nicht mehr weit her. Der Pfarrer muß die Augen gut offen halten, damit die Unterstützungen nicht einen falschen Weg gehen.

Er fragt also den jungen Mann, der da vor ihm steht, nach seinem Beruf, seinen Eltern, seinen Freunden. Bernhard Klingbeils Antworten sind zagend und unklar. Dieser ganze Mensch gefällt dem Pfarrer nicht, kann ihm kein Vertrauen einflößen. So beweglich er von seiner Not und eifrigem Suchen nach Arbeit und Verdienst erzählt, der Pfarrer hat zuviel Menschen kennengelernt, um nicht zu fühlen, daß hier etwas nicht stimmt. So verweist er ihn an das Arbeitsamt und die Wohlfahrtspflege und trägt ihm auf, in ein paar Wochen wieder vorzusprechen.

Inzwischen kann er sich über den jungen Mann näher erkundigen. Bald hat er Grund, über seinen abschlägigen Bescheid recht froh zu sein. Er erfährt, daß Bernhard Klingbeil zu den führenden Leuten der kommunistischen Jugend in Moabit gehört und im ganzen Stadtviertel als übler Patron bekannt ist.

Ja, man kennt Bernhard Klingbeil im Beusselkietz, und auch seine beiden Spießgesellen Willi Simon und Harry Tack. Besonders die SA-Männer kennen sie und deren Gesinnungsgenossen, die Moskaujünger von Moabit. Auch die Hitlerjungen kennen diese Leute recht gut. Wenn irgendwo in Moabit ein Sowjetstern mit dicker Ölfarbe an eine Hausmauer oder auf das Straßenpflaster gekleckst ist, oder man da in riesigen Lettern den Kampfruf „Tod den Faschisten" lesen kann, so wissen sie genau, von wem diese Verschönerungen des Straßenbildes stammen. Und wenn ein SA-Mann aus dem Hinterhalt überfallen worden ist, im Sturmlokal die Scheiben splittern und ein Stein ins Lokal fliegt, in Papier gewickelt, auf dem mit grober Handschrift Drohungen geschrieben stehen, dann waren sicher Bernhard Klingbeil und seine beiden Freunde dabei.

Das alles erfuhr der Pfarrer, als er sich nach dem Bittsteller erkundigte. Neugierig wartete er auf die Wiederholung des Besuches. Aber Klingbeil kam nicht wieder in sein Amtszimmer. Er sollte auf eine andere Weise von ihm hören.

Das Jahr des Bürgerkriegs

Das neue Jahr hat begonnen. Der schwerste Winter, den Deutschland seit dem Krieg erlebt, läßt die Unzufriedenheit der breiten Massen von Tag zu Tag wachsen und öffnet der kommunistischen Agitation Tür und Tor. Die Auflehnung gegen eine laue Regierung, die, je länger, desto hilfloser, an den Problemen der Politik und der Wirtschaft herumkuriert, ist allgemein. Immer weiter verbreitet sich die Überzeugung, daß ganz neue Wege eingeschlagen werden müssen, um dem Elend beizukommen, daß das parlamentarische System endgültig bankrott sei und der zaghafte Weg zu seiner Überwindung, den die Minderheitsregierung mit den Notverordnungen aus dem berühmten Artikel 48 geht, nicht zum Ziel führt.

Noch vor wenigen Jahren hatte es nur einen erklärten Feind dieses Systems gegeben: den Kommunismus. Zwar bekundeten auf der Linken die Sozialdemokraten und auf der Rechten die bürgerlichen Parteien immer wieder feierlich, Gegner der geltenden Regierungsform zu sein. Tatsächlich aber hatten sie sich ganz dem Diktat der Formeln gebeugt, die ein jüdischer Professor in Weimar 1919 aus den verschiedensten Quellen zusammengestoppelt hatte. Sie lebten ebenso vom Kuhhandel der Fraktionen und Kabinette wie die Erfinder dieser „Regierungs"methode und Patentdemokraten zwischen ihnen. Alle

diese Parteien fanden im Volk keinen Glauben mehr. So hätten die Kommunisten jetzt freie Bahn gehabt, wäre ihnen nicht vom Nationalsozialismus als ebenso entschiedenem Gegner des Systems und revolutionärem Stoßtrupp der nationalen Erneuerung das Feld streitig gemacht worden.

Ihre Wut gegen diesen Konkurrenten kannte keine Grenzen. Ihre Wut — und ihre Angst. Sie waren von allen Regierungen, selbst von denen mit deutschnationaler Beteiligung, geduldet worden und hatten seit den Tagen des Spartakusbundes 1918 ungestört die „Diktatur des Proletariats" vorbereiten können. Unter nationalsozialistischer Herrschaft, das wußten sie genau, würde ihnen das unmöglich sein.

Je größer die Erfolge der nationalsozialistischen Bewegung gerade in der Arbeiterschaft waren, beim „Proletariat", das die Kommunisten als ihre Domäne betrachteten, als dessen berufene Wortführer sie sich gebärdeten, desto blutiger und unerbittlicher wurde ihr Kampf.

Aber wenn auch der einzelne Nationalsozialist bald seines Lebens nicht mehr sicher war, die Kämpfer der Bewegung ließen sich dadurch nicht irre machen. Im Gegenteil! Je aufgeregter die roten Horden sich gebärdeten, je gefährlicher das Eintreten für die Idee Adolf Hitlers gerade im roten Berlin wurde, je unsicherer und nervöser sich die Regierung und die hinter ihr stehenden Gruppen gegenüber dem aufbrausenden Unwillen und der Verzweiflung des Volkes durchzusetzen bemühten, umso energischer und nachdrücklicher arbeiteten die Nationalsozialisten, warben um jeden Volksgenossen, sammelten Tausende und aber Tausende neuer Anhänger um ihre Fahne.

Die Kommunisten sahen rot. Alles, was ihnen die Zeit als sicheres Opfer in die Hand gespielt hätte, wenn es programmgemäß gelaufen

wäre, wandte sich ihren schlimmsten Gegnern zu. Ihren einzigen wirklichen Feinden. Enttäuschung, Angst, Erbitterung steigerten sich bis zur Raserei. Der Weg zur Macht war ihnen abgeschnitten. So gingen sie entschlossener denn je den Weg des Terrors.

Hilflose Untätigkeit gegenüber dem roten Schrecken der Straße überließen die Kämpfer des Nationalsozialismus den Regierungen. Sie selbst wehrten sich, kämpften und bluteten. Es war Unsinn, in dieser Zeit von der „Gefahr des Bürgerkriegs" zu sprechen. Der Bürgerkrieg war da.

Ein Idyll

Die Jugendformationen nahmen gleichfalls an dem Krieg teil. Aber noch waren sie kaum in den wirklichen, blutigen Kampf hineingezogen worden.

Die Hitlerjungen hatten Zettel zu verteilen, Plakate und Klebemarken anzubringen, Einladungen auszutragen und derlei kleinere Handreichungen zu tun, gleich den Jugendformationen anderer Parteien. Auch die Mädel vom BDM gaben Hilfestellung, wo ihnen das möglich war. Zwischen diesen jungen Menschen, die, jedes auf seine Weise, der einen großen Bewegung dienten, hatte sich durch den gemeinsamen Dienst eine saubere, treue, oft erprobte Kameradschaft gebildet. Es war nicht selten, daß sie einander auf den Kameradschaftsabenden besuchten, und einzelne sich auch zu kindlichen Freundschaften fanden.

Solche Freundschaft war zwischen Herbert und dem wenig älteren Hitlermädel entstanden, mit dem er einen Teil des Schulweges zu-



Rast auf einem Ausmarsch kurz nach der Verbotszeit.
Die Einkleidung ist noch nicht vollständig durchgeführt



Eine Mittagsrast der Kameradschaft Beusselkietz

sammen zu gehen pflegte. Herbert war jetzt über fünfzehn Jahre alt, und langsam begann sich auch in dem menschenscheuen, verschlossenen Jungen, der in echtem Jungenstolz stets auf die Mädchen hinabgesehen hatte, ein Gefühl dafür zu regen, daß es unter diesen seltsamen Geschöpfen doch Ausnahmen gebe, mit denen man sich gut unterhalten konnte. Da Herbert über diese Wandlung seiner Anschauungen selbst am meisten erstaunt war, wagte er keinem Menschen, nicht einmal seinem Vater zu erzählen, daß die plötzlich große Pünktlichkeit seines Fortgehens zur Schule und manche Nachmittagspaziergänge weniger aus großem Eifer für die Schulpflichten oder wirklichem Bedürfnis stammten, „frische Luft zu schnappen“, als aus dem Wunsch, ein gestern eilig abgerissenes Gespräch mit der Kameradin fortzusetzen.

In dieser Zeit war es, als Herbert zum erstenmal nach langem Drucksen vom Vater fünf Groschen erbat, um ins Kino gehen zu können.

„Nanu, Herbert, ich denke, du machst dir nichts aus dem Kino?“

„Ja, Papa, aber sie sagten in der Schule, dieser Film sei besonders schön, ich müsse ihn unbedingt sehen.“

Etwas erstaunt gewährte ihm der Vater die Bitte. Es blieb das einzige Mal, daß Herbert ihn darum anging, die Frage war ihm allzu peinlich gewesen. Lieber verzichtete er in Zukunft auf das Kino, als daß er noch einmal eine unwahre Antwort gegeben hätte.

Der letzte Abend

An einem naßkalten Winterabend ist die Kameradschaft wieder einmal in ihrem Heim versammelt, auch vom Bund Deutscher Mädel sind ein paar Mädchen gekommen. Es herrscht unbeschwerteste, fröh-

lichste Stimmung. Sie singen und spielen, berichten einander von ihren letzten großen und kleinen Erlebnissen – alle sind so zufrieden und glücklich, im gemütlichen, warmen Heim unter Kameraden zusammen zu sein. So ist es schon spät geworden, als der Kameradschaftsführer Ruhe gebietet, um den nächsten Dienst anzusagen.

Es ist Parteidienst, und zwar sollen zu der Versammlung am Sonntagabend Handzettel mit der Einladung im Beusselkietz ausgetragen werden. Dabei sind alle Vorsichtsmaßregeln notwendig. Die Kommune darf den Braten nicht zu früh riechen, damit sie keine Gegenmaßnahmen treffen kann. Und auch wenn die Geheimhaltung des Planes gelingt, muß vorsichtig gehandelt werden. Denn die Kommunisten halten die Augen offen, und ihr Alarmsystem funktioniert gut in Moabit. Es kann geschehen, daß sie im letzten Augenblick noch einen Stoßtrupp zusammenbringen, der es den Zettelverteilern unmöglich macht, ihre dienstliche Pflicht zu erfüllen. Deshalb muß am frühen Morgen angefangen werden, sobald die Häuser offen sind, noch ehe die Bewohner aus den Betten gefunden haben. Es muß mit allen Möglichkeiten gerechnet werden und das Verteilen der Zettel in allen Einzelheiten vorher festgelegt sein. Eine Kolonne wird zusammengestellt aus schnellen, kräftigen Jungen, die selbständig genug sind, um in einer plötzlichen Zwangslage rasch einen Entschluß zu fassen.

Ganz genau wird der Weg der Zettelverteiler vorgeschrieben. Die sechs Kameraden sollen unbedingt zusammenbleiben, damit sie im Notfall einander decken können. Wenn zwei in ein Haus gehen, um die Zettel durch die Türen zu stecken, sollen die andern als Deckung vor dem Hause bleiben und die oben rechtzeitig warnen, wenn auf der Straße die Luft dick wird.

Dieser Plan ist das Ergebnis langer Erfahrungen, die die SA und auch die Hitler-Jugend gesammelt hat. Bei diesen Vorkehrungen ist es eigentlich so gut wie ausgeschlossen, daß einem etwas zustößt! Zu sechsen können sie sich mit Sicherheit durchschlagen, wenn sie angegriffen werden. Aber das wird morgen gar nicht nötig sein, die Kommune hat ja keine Ahnung von ihrer Absicht. Und woher sollte sie wohl Bescheid bekommen? Die Jungen und Mädel, die da zusammensitzen, sind treu wie Gold, keines von ihnen würde die Kameraden je verraten.

Nun wird die Kolonne zusammengestellt. Der Kameradschaftsführer ist selbstverständlich dabei, Herbert Norkus auch und der kleine „Afrika", der Sohn eines früheren Farmers in den deutschen Kolonien, der drüben geboren ist und daher seinen Spitznamen hat. Er ist der kleinste von der ganzen Kameradschaft, aber an Fixigkeit kann sich kaum einer mit ihm messen, weder an Fixigkeit der Glieder noch der Zunge. Bei ihm weiß man ganz sicher, daß es keine noch so brenzlige Lage, keine noch so verteufelte Verlegenheit geben kann, aus der er nicht irgend einen Ausweg fände.

Eine Störung des Unternehmens ist kaum zu erwarten. Gerhard Mondt hat den Befehl und den Marschplan bis heute abend niemand gesagt. Schriftlich gibt es darüber nur einen einfachen abgerissenen Notizzettel in der Jackentasche des Kameradschaftsführers. Die Jungen, die jetzt Bescheid wissen, sind alle unzählige Male geprüft und unbedingt zuverlässig. Trotzdem wird auch der schlimmste Fall vorgesehen: Wenn feindliche Störungsversuche oder gar ein Überfall gemacht werden, so daß man nicht zusammenbleiben kann, dann ist Sammelpunkt das nächste Sturmlokal. Jeder ist verpflichtet, dann dort hinzukommen, um weitere Befehle abzuwarten.

Diese Anordnung geschah mehr der Ordnung halber. Es hat schon manches Mal Reibereien und Schlägereien gegeben, bei denen vor der kommunistischen Übermacht ein Rückzug das klügste war. Bis die Polizei alarmiert war und kam, konnte alles mögliche geschehen, und man wußte ja nie, gegen wen sie vorgehen würde, gegen die Angreifer oder die Überfallenen. Ja, die preußische Polizei hatte damals keinen guten Ruf bei den Braunhemden.

Das einzige wenig Erfreuliche an der ganzen Sache war, daß man schon am frühesten Sonntagmorgen auf den Beinen sein mußte. Aber auch das lernt sich im Dienst, und solche kleine Selbstüberwindung bringt es einem erst richtig zum Bewußtsein, daß man Dienst tut und nicht nur für sein Vergnügen da ist. Das wollen die Jungen gerade, sie wollen es nicht zu leicht gemacht haben. Man muß doch den großen Kameraden von der SA gerade in die Augen sehen und sagen können: „Wir Hitlerjungen dienen auch; wir Hitlerjungen bringen auch Opfer, um an unserm Teil für die große Sache etwas zu tun."

Daher kommt das merkwürdige, daß es gerade die für morgen zum Dienst Befohlenen sind, die die fröhlichsten Gesichter zeigen, und daß von den andern manch einer mit unzufriedener Miene unverständliches Zeug vor sich hinbrummelt, von wegen er komme überhaupt nie dran, oder so ähnlich.

Nur Herbert Norkus ist sehr still geworden, nachdem sein Name genannt war, noch stiller als sonst und ganz in sich gekehrt. Bei der Erklärung des Weges und den weiteren Anordnungen hat er nur genickt, und während die andern lebhaft den Plan besprachen, sagte er kein einziges Wort mehr. Stumm sitzt er an seinem Platz, mit leicht geneigtem Kopf, sieht abwesend auf den Boden. Man könnte denken,

er schlafe. Aber die Augen sind offen, nur scheinen sie nichts wirklich zu sehen.

Er ist ja immer still und zurückgezogen, das kennen sie an ihm, und darüber würden sie sich auch nicht weiter wundern. Aber daß er so ruhig bleibt, während sie alle vom Gedanken an den Dienst morgen erfüllt sind und ihre Meinungen lebhaft darüber austauschen, das fällt ihnen auf. Einer versucht ihn aufzuziehen: „Na, Herbert, du machst ja so 'n Betrübten? Haste Liebeskummer?"

Herbert gibt keine Antwort. Er rührt sich nicht einmal. Doch nicht, weil er sich getroffen fühlte. Dann hätte er sicher eine schnelle, lustige Antwort gefunden. Darin kennen sie ihn: Wenn er auch wenig sagt, auf einen Spaß bleibt er nie die Antwort schuldig. Er weiß mit dem Angreifer meistens kurz und überlegen abzufahren, so daß man nicht mehr zu fragen braucht, wer die Lacher auf seiner Seite habe.

Ernsthaft besorgt fragt ein anderer: „Ist dir nicht gut, Herbert?"

Auch dieser Frager bekommt keine Antwort. Ob Herbert die Frage überhaupt gehört hat? Unverändert bleibt seine Haltung, bleiben seine Augen in eine Ferne gerichtet, die die andern nicht sehen können, nachdenklich, erwartend und ein wenig traurig.

Einer von den alten Kämpfern, ein biederes Rauhbein — auch der wird morgen dabei sein —, mischt sich ein bißchen grob und tolpatschig ein: „Haste vielleicht Angst, daß die Kommune dir morjen schnappen könnte?"

Da hebt Herbert langsam den Kopf und wendet sich dem Frager zu, sieht ihm voll ins Gesicht. Halblaut, als ob es eigentlich niemand hören sollte, fragt er zurück: „Kann man's denn wissen?"

Und während die andern ihn schweigend und erstaunt ansehen —

er merkt es kaum — und er wieder in der vorigen Haltung in die Ecke blickt, folgt gemurmelt, unhörbar fast, noch ein Wort: „Vielleicht?"

Eine Frage an sich selbst. Oder eine Frage an das Schicksal. Ob Herbert Norkus es in diesem Augenblick vor sich sah, gewaltig, unerbittlich? Ob er Zwiesprache hielt mit dem Unbegreiflichen, das über uns ist und das Menschenlos bestimmt? Ob in seiner jungen Künstlerseele etwas Gestalt gewann, sichtbar und fühlbar wurde, was uns andern Menschen ewig ferne Ahnung bleiben muß?

Die Kameraden spürten nichts von dem Gast aus dem Jenseits, der zwischen sie getreten war. Sie waren einfache, gerade Kerle, die mit beiden Beinen fest auf der Erde standen, deren Denken und Handeln von ihren gesunden fünf Sinnen gelenkt wurde. Und doch, seltsam: keiner dachte auch nur einen Augenblick, daß Herbert Angst haben könnte, wie es nüchternen Wirklichkeitsmenschen am nächsten gelegen hätte.

Und gerade weil das ganz unmöglich war, fragte jetzt einer von ihnen: „Hast woll doch Angst?"

Ein Scherz, der die unbehagliche, drückende Spannung des Schweigens lösen sollte, die auf allen lag.

Herbert antwortete ernst darauf. Nicht zornig und gekränkt, sondern ruhig, mit fast sachlicher Klarheit. Wieder richtete er die großen blauen Augen gerade auf den Sprecher, bestimmt und sicher, daß dem ganz wunderlich zu Mut wurde und er seine ulkende Frage am liebsten ungesprochen gemacht hätte: „Nein. Angst — die kenne ich nicht."

Der andere kann ihm in diesem Augenblick nicht einmal sagen, daß er es im Ernst auch nie geglaubt habe. Er schweigt wie die Kameraden.

Einen Augenblick ist es schwül im Zimmer. Für ein paar Sekunden fühlen alle, daß mit Herbert Norkus etwas vorgegangen ist. Sie können nicht mit Worten sagen, was sie da fühlen, aber einer nach dem andern redet Herbert zu, morgen zu Hause zu bleiben, erbietet sich, an seiner Stelle den Dienst zu übernehmen. Doch dies Zureden macht den Jungen nur noch fester in seinem Entschluß, die Pflicht zu erfüllen, die ihm zugeteilt ist. Er ist froh, sich mit einer Willensanstrengung von der plötzlichen Stimmung frei machen zu können, die sich eben wie eine tiefe Kluft der Verständnislosigkeit zwischen seinen Kameraden und ihm aufgetan hatte.

Minuten später ist jener Augenblick unerklärlicher Gefühle überwunden und vergessen. Lustiges Gespräch kommt wieder auf, frohe Lieder erklingen. Es wird spät, bis man nach Hause geht. Von dem morgigen Dienst ist nicht mehr gesprochen worden. Nur beim Abschied erinnert der Kameradschaftsführer die einzelnen Teilnehmer des Unternehmens an Treffpunkt und Zeit.

Herbert Norkus geht nicht mehr nach Hause, der Weg ist zu weit. Er begleitet mit zwei Kameraden Gerhard Mondt nach dessen Wohnung und übernachtet, wie schon so oft, bei diesem. Es ist sowieso nicht mehr viel Zeit zum Schlafen übrig. Vor dem Weggehen hat er durchs Telephon zu Hause Bescheid gesagt, daß er heute wieder bei dem Kameraden bleiben werde.

Dem Vater war es recht. Er ist an das Fortbleiben des Jungen ja gewöhnt und weiß, daß es um des Dienstes willen sein muß. In der ersten Zeit hat er sich manchmal Gedanken gemacht, ob es wohl gut sei, den Jungen so selbständig von Hause fortzulassen, aber seit er den Kameradschaftsführer Gerhard Mondt näher kennt, ist er über diese

Regelung froh. Besser jedenfalls, als wenn er sich um die Rückkehr des Jungen sorgen und das „Kuhlicht" jedesmal in Aktion treten müßte, um Herbert entgegenzufahren. Außerdem hat Vater Norkus ein großes Vertrauen zu Herbert, er weiß, daß der Junge keinen Unfug macht. Und von der Sicherheit Herberts gegenüber der kommunistischen Gefahr ist er nun auch angesteckt, hat nur noch selten jenes beklemmende Gefühl, wenn er den Jungen im HJ-Dienst weiß.

Opfertod

Im Morgengrauen

Es dämmert noch, als am Sonntag, dem 24. Januar 1932, an einer Straßenecke in Moabit vier Jungen zusammenstehen. Die Straßen sind noch leer, die Geschäfte sind geschlossen. Nur an dem vorbeifahrenden Milchwagen und an einer eiligen Zeitungsfrau erkennt man, daß die Stadt im Erwachen ist. Es ist, als fühle die Millionenstadt ebenso wie der einzelne Bewohner die wohlige, geruhsame Stunde am Sonntagmorgen, wenn man noch eine Stunde länger ausruhen kann, behaglich sich recken im grauen Schimmer des Wintermorgens.

Was haben um diese Stunde die vier Jungen dort vor? Sie sind nicht zu einem Ausflug ins Freie gerüstet, sondern tragen ihren täglichen Stadtanzug unter dem Mantel, einer von ihnen hat eine Schülermütze auf. Sie stehen still beieinander, ein wenig verschlafen und fröstelnd, und warten.

Zwei andere junge Burschen kommen auf die kleine Versammlung zu. Im Näherkommen sieht man wieder die auffallende Ähnlichkeit der beiden Freunde Gerhard Mondt und Herbert Norkus in Gestalt, Haltung und Schritt. Sie begrüßen die Kameraden. Knapp und sachlich sind die Worte des jungen Führers, mit denen er die gestern schon

gegebenen Anordnungen wiederholt. Jeder bestätigt, daß er alles verstanden hat und seine Aufgabe kennt.

Wohl im Gedanken an Herberts Stimmung gestern abend, erklärt Gerhard Mondt noch einmal: „Es handelt sich heute nicht um eine große Sache, Jungs. Das mit dem Sammeln im Sturmlokal und mit den Sicherungsposten vor den Häusern ist eigentlich gar nicht nötig. Aber der Ordnung halber muß es sein. Die Kommune kann keine Ahnung davon haben, daß wir heute 'rumgehen. Ihr seht ja, die Haustüren werden gerade geöffnet; da können wir sofort loslegen, und bis die Kommune aufgewacht ist, sind wir schon lange fertig. Hier sind die Zettel. In jede Wohnung kommt wenigstens einer. Los!"

Die trübe Stimmung von gestern ist verflogen. Auch Herbert läßt nichts davon verspüren. Ruhig, zuverlässig, ohne Spannung und Aufregung geht er mit den Kameraden an die Erfüllung des Dienstauftrages. Treppauf, treppab. Von Haus zu Haus. Von Straße zu Straße.

Der Verräter

Der Bäcker Sorge, Gerhards Meister, hat ein gutgehendes Geschäft. Er beschäftigt sogar zwei Gesellen, die mit in der Bäckerei wohnen. Es sind keine besonders freundlichen Menschen, vor allem der eine nicht. Aber sie tun ihre Arbeit und verstehen ihr Handwerk. Da besteht kein Grund, in diesen Zeiten einen Menschen auf die Straße zu setzen, auch wenn er kein gutes Gesicht hat und mit dem jungen Lehrling sich nicht verträgt.

Gerhard hat bei dem Meister schon manches Mal darauf gedrungen, wenigstens den einen Gesellen zu entlassen. „Das ist ein Kommunist. Ich weiß es ganz bestimmt, wenn er auch immer erklärt, er sei in keiner Partei."

Der Meister hat gesagt: „Wenn der Mann das behauptet, dann muß man ihm schon glauben, solange man keine Gegenbeweise hat. Im übrigen kann ja jeder eine noch so verrückte Meinung haben, wenn er damit nur keinen Unfug treibt."

„Aber das fürchte ich ja gerade, daß er damit Unfug treibt, wie Sie sagen! Er gibt es bloß nicht zu, der Kommune anzugehören, weil er weiß, daß Sie ihn dann nicht behalten würden. Und er will ja hier bleiben, um uns nachzuspionieren. Wenn meine Kameraden von der HJ hierher zu Besuch kommen, dann sieht der Bursche sie an, daß ich immer mehr fürchte, er will uns nur verraten. Denn daß sie mal einen von uns schnappen möchten, wissen wir ganz genau!"

Meister Sorge läßt sich nicht beeinflussen. Man hat doch schließlich seine Grundsätze, und man ist auch für sein Personal als Prinzipal verantwortlich. Rausgeschmissen wird nur, wer sich etwas zuschulden kommen läßt. Auf bloße Verdächtigungen hin setzt Meister Sorge niemand auf die Straße. Und was versteht schon der Junge davon! Der Geselle bleibt, und damit basta.

Gerhard Mondt hatte seine Gründe, vor dem Gesellen zu warnen. Er hatte überhaupt seine Gründe, vor der Kommune auf der Hut zu sein. Durch seine energische, von Begeisterung getragene Arbeit machte er den Roten immer mehr Jungen abspenstig, auf deren Gefolgschaft sie sicher gerechnet hatten. Je stärker die Kameradschaft Beusselkietz der HJ wurde und je größer ihr Ruf im Beusselkietz als einer Schar

unerschrockener und zielbewußter junger Kämpfer, mit denen ernstlich zu rechnen war, desto unerbittlicher wurde der Haß der Kommunisten gegen den Führer, der diese Kameradschaft aufgebaut hatte. SA-Männer waren schon für die Bewegung gefallen, Opfer des roten Terrors. Einer nach dem andern. Konnte man wissen, ob das feige Pack nicht auch die HJ zum Ziel ihrer Schreckenstaten machen würde? An Drohungen fehlte es wahrhaftig nicht. In der ersten Zeit hatte Gerhard Mondt sie nicht sehr ernst genommen. In den letzten Monaten hatte aber die Mordseuche sich so ausgebreitet, daß es leichtsinnig gewesen wäre, an dem Ernst der Drohungen zu zweifeln. Der Kampf wurde härter, je näher er zur Entscheidung zu drängen schien. Von Monat zu Monat wuchs die Zahl der Blutopfer. Es galt, Klugheit und Vorsicht zu wahren, wenn nicht eines Tages auch die Hitler-Jugend ihren Kampf um das Dritte Reich mit Blut bezahlen sollte.

Auf Umwegen und gerüchtweise hatte Gerhard Mondt sogar erfahren, daß auf seinen Kopf von der Führung der Moabiter „Antifaschisten" ein Preis gesetzt sei. Als er es hörte, hatte er dem Erzähler ins Gesicht gelacht. Innerlich aber täuschte er sich nicht darüber weg, daß es jetzt irgendwann einmal um sein Leben gehen werde.

Eine Waffe zu führen war verboten. Immerhin hatte er sich eine Schreckschußpistole angeschafft, ohne die er nicht mehr auf die Straße ging. Seine Befehle und Dienstpläne hütete er sorgsam vor jedem fremden Blick. Wichtige Dinge behielt er stets in seiner Jackentasche, an die doch außer ihm selbst niemand herankam. Dort ruhte auch der Befehl zum Zettelausteilen für den Sonntagmorgen mit dem Marschplan und der Zusammenstellung der Verteiler.

Es stimmte, was Gerhard über die Kopfprämie gehört hatte, die

auf ihn ausgesetzt war. Und es stimmte auch der Argwohn, den er gegen den Gesellen in der Bäckerei hegte.

Der Kopfpreis – sechs Stiefel Bier! Das ließ dem gierigen Gesellen keine Ruhe. Sechs Stiefel Bier! Da konnte man sich einmal richtig vollsaufen! Er täte es oft, aber: „Von dem bißchen Lohn, das der Meister einem zahlt, kann man sich ja kein Vergnügen leisten!" maulte er. Und dazu dem Hitlerbengel, dem Lehrling, eins auswischen! Das wäre die rechte Strafe für ihn, der sich mit seinem Hitler immer so aufpustete. Und den Meister würde es auch ärgern. Wenn man herauskriegte, wann der Kerl zu fassen ist! Das übrige würden die Genossen von der Antifa schon besorgen. Das war ja das Schöne, daß er selbst sich darum gar nicht zu kümmern brauchte. Zustoßen konnte ihm nichts dabei. Er wußte von nichts, er hatte nichts gemacht, er war nicht dabei gewesen.

Schon oft hatte er Gerhard Mondts Zimmer vergeblich durchstöbert, wenn der nicht zu Hause war. Endlich, durch eine zufällige Bewegung Gerhards vielleicht, kam er dahinter, wo er seine Papiere aufbewahrte. Gemeinheit! Bei Tage war da nichts zu machen, man würde sich schon einmal nachts bemühen müssen, wenn die Jacke erreichbar war. Gerhard hatte sicher einen gesunden Schlaf. Vielleicht also?

Eines Nachts hat der Geselle auch sein Ziel erreicht. Er hat Gerhards Jackentaschen durchsucht und den Marschbefehl der Zettelverteiler für Sonntag entdeckt. Sonst ist er nicht der Klügste, aber was auf diesem Zettel steht, das hat er sich ganz genau gemerkt. Am nächsten Tage wußte es die Antifa. Der verhaßte und gefürchtete Kameradschaftsführer konnte ihnen nicht mehr entgehen. Sechs Hitlerjungen! Wenn es nicht mehr waren, dagegen würde man aufkommen!

Der Überfall

Sonntag, der 24. Januar 1932. Früher Morgen. Die sechs Jungen verteilen ihre Versammlungseinladungen in den Häusern der Gotzkowskystraße. Langsam kommt ein Motorrad die Straße herauf. Ganz langsam fährt es an ihnen vorüber, als sie gerade alle vor einem Haus stehen. Der Fahrer faßt sie scharf ins Auge. Im nächsten Augenblick gibt er Vollgas und ist um die Ecke verschwunden.

Verdutzt blicken die Jungen ihm nach.

„Hört mal, Jungs, ich glaube, den Kerl kenne ich."

„Mir kam es auch so vor, als müßte ich den Mann schon wo gesehen haben!"

„Der war von der Kommune!"

Ernst sehen die Jungen einander an. Einen Augenblick sind sie still. Dann meint einer: „Dicke Luft!"

„Ob es heut doch noch Zunder gibt?"

Auch der Kameradschaftsführer ist sehr ernst geworden. Aber dann strafft ein Entschluß sein Gesicht: „Das kann nicht sein. Woher sollten die eine Ahnung haben? Und selbst wenn der Kerl zur Kommune gehört, dann kann er sie doch jetzt am Sonntagmorgen nicht mehr mobil machen. Wir sind ja beinahe fertig. Und Befehl ist Befehl. Wir können nicht einfach eines Motorradfahrers wegen, der hier zufällig vorbeikommt, unsere Zettel wieder mit nach Hause nehmen. Aber sicher ist sicher: es ist nur noch die eine Straße zu erledigen, und das wird so schnell wie möglich gemacht. Also los! Und unbedingt zusammenbleiben!"

Mit Windeseile geht es von Haus zu Haus. Alle sechs helfen beim

Verteilen, damit es rascher geht. Die Straße ist ruhig, wie die andern bisher auch. Die Jungen atmen auf und freuen sich schon, daß sie gleich fertig sind und wieder heim kommen. Ganz ausgeschlafen hat keiner, das Ausruhen zu Hause wird ihnen gut tun.

Gerade kommen sie wieder aus einem Hause heraus. Da, das Herz steht ihnen still, sehen sie die Straße angefüllt von einer Menge johlender, schreiender Burschen.

Die Kommune!

Allen voran Klingbeil und seine Spießgesellen Simon und Tack. Wieviele es sein mögen? Zwanzig — dreißig — siebzig — sie sind nicht zu zählen. Eng umdrängen sie die sechs Jungen, die im ersten Schreck wie erstarrt stehen blieben. Noch greifen die Kommunisten nicht an. Trotz der großen Überzahl haben sie Angst vor den Hitlerjungen, denen der Wille, sich bis zum letzten zu verteidigen, im Gesicht geschrieben steht. Die Hintenstehenden feuern die Vorderen mit tierischem Gebrüll an: „Nieder die Arbeitermörder!" — „Haut sie, die Hitlerlümmels!" — „Jib et ihnen, Willi!"

Sie schieben die vorne immer näher an die fünf Hitlerjungen — einer ist schon im ersten Ansturm abgetrennt worden — heran, die dicht beieinander bleiben und langsam zurückweichen. Vom Hauseingang sind sie schon abgedrängt.

Jetzt muß der Zusammenprall kommen. Der erste von den Kommunisten ist ganz dicht an Gerhard Mondt herangedrängt worden, schon hebt er die Faust zum Schlage. Da geht der Kameradschaftsführer aus der abwartenden Stellung heraus. Ein schneller Stoß, und der erhobene Arm sinkt gelähmt herab. Ein Schmerzensschrei gellt auf.

Nun ist die tobende Kommunistenrotte nicht mehr zu halten. Von

allen Seiten gleichzeitig dringt sie auf die kleine Schar ein. Fäuste ballen sich. Stöcke sausen durch die Luft. Schlagringe funkeln. Messer blitzen.

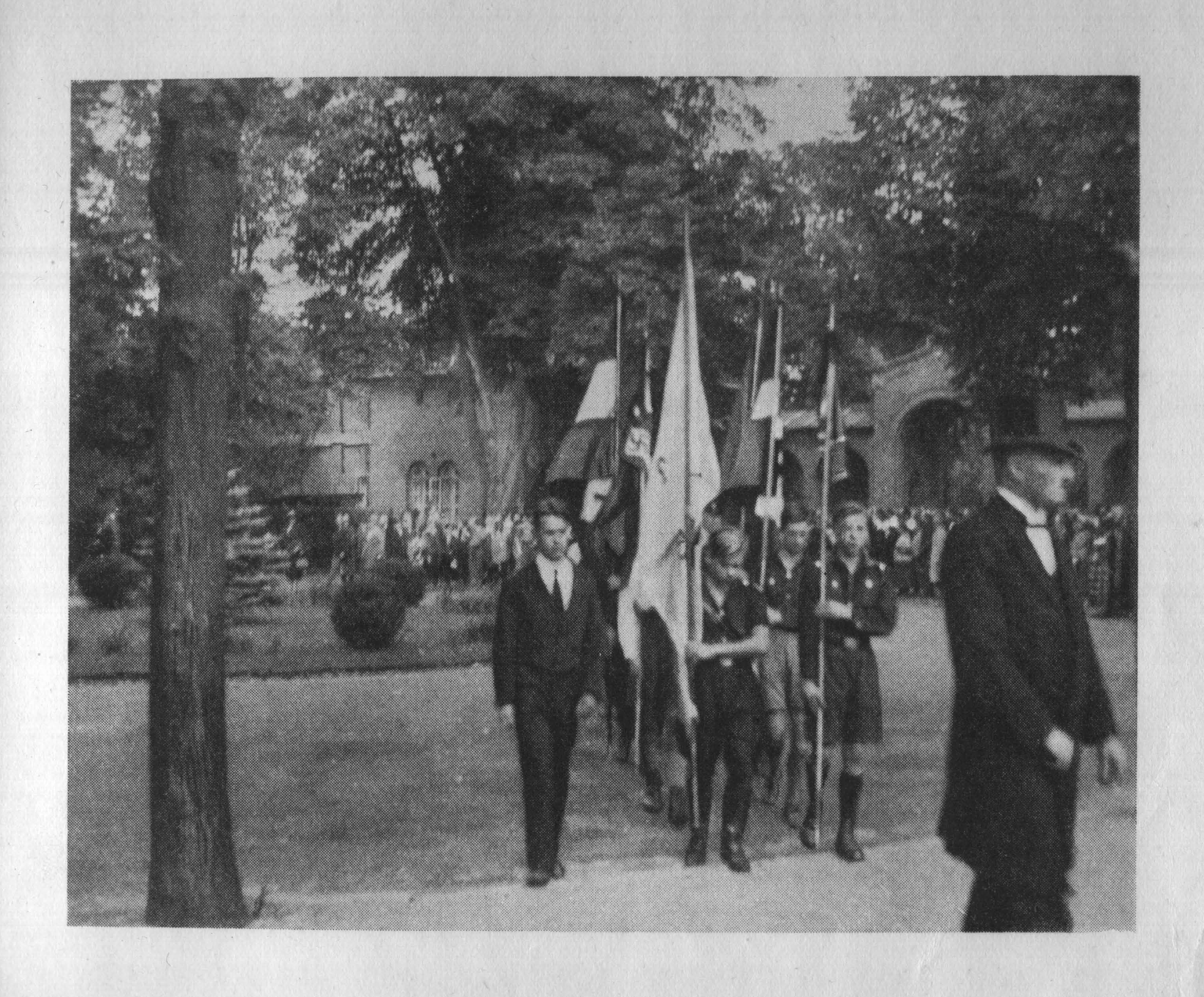
In höchster Not zieht Gerhard Mondt seine Schreckschußpistole und hält sie dem nächsten besten unter die Nase. Ein lauter Knall ertönt. Für einen Augenblick scheint Luft zu werden. Entsetzt stieben die Kommunisten zurück, ihre dichten Reihen lichten sich für Sekunden.

Auf diese Wirkung hat Gerhard Mondt gewartet. Mit lautem „Hierher!" stürmt er los, auf den Ausgang der Straße zu. Wenn alles geht, wie es für solche Fälle verabredet ist, müssen ihm die Kameraden auf dem Fuße folgen.

Der Kameradschaftsführer hört hinter sich die jagenden Schritte, wie er glaubt, der vier andern. Es ist keine Zeit, sich umzusehen. Die Jungen sind so ausgewählt, daß auf ihr Handeln Verlaß ist. Jeder muß wissen, daß hier nichts zu tun ist, als dem Führer unbedingt auf Schritt und Tritt zu folgen.

Die Kommunisten haben sich inzwischen von ihrem Schrecken erholt, haben gemerkt, daß die Überfallenen keine Waffen haben. Rasende Wut darüber, daß sie sich täuschen ließen, paart sich mit dem Blutrausch dieses Auswurfs der Großstadt. In mörderischem Wettlauf versuchen sie, den Flüchtigen den Rückweg abzuschneiden. Es sind alles große, stämmige Burschen; kaum einer ist jünger als achtzehn oder neunzehn Jahre. Die Hitlerjungen aber sind alle nicht älter als siebzehn. Das Rennen ist ungleich. Die fünf werden voneinander getrennt, jeder sieht sich umringt von einer ganzen Anzahl der roten Genossen.

Durch! ist die Parole in diesem Augenblick. Hier kann keiner mehr



Der Trauerzug beim Begräbnis von Herbert Norkus

dem andern helfen. Es hieße nur Zeit verlieren und die Rettung ganz unmöglich machen. Nur einzeln könnten sie noch durchkommen.

Sammeln

Im Sturmlokal wartet Gerhard Mondt mit drei Kameraden auf die andern. Noch zittern ihnen die Glieder von der Aufregung des wilden Kampfes. Jeder trägt frische Spuren davon an seinem Körper. Jeder hat Blut lassen müssen.

Sie sind müde zum Umfallen. Aber keiner mag auch nur sich hinsetzen. Erregt und unruhig geht Gerhard Mondt in dem kleinen Raum auf und ab. Er spricht kein Wort, auch die Kameraden schweigen. Todblaß sind die Gesichter, eng zusammengepreßt die Lippen.

Wo sind Herbert und Afrika? Das ist ihr einziger Gedanke. Jeder von den vieren weiß, daß dasselbe ebenso die andern beschäftigt. Die gleiche Sorge, die gleiche namenlose Angst um die Kameraden. Aber kein Wort.

Wie lange sind sie schon hier? Sie haben jedes Zeitmaß verloren. Quälend langsam verstreichen die Minuten. Wenn das noch länger dauert, werden wir alle vier wahnsinnig. Die beiden können doch nicht vergessen haben, daß wir uns hier sammeln sollen? Ob sie vielleicht schon in Sicherheit zu Hause sind? Und wir ängstigen uns hier umsonst? Soll man bei Vater Norkus anrufen, ob Herbert schon da ist? Lieber nicht. Denn wenn er noch nicht dort ist ...

Gerhard Mondt schüttelt den Kopf. Wenn er doch die Angst abschütteln könnte! Die beiden Kameraden sind kluge Jungs. Sie werden in ein Haus entwischt sein und sich dort versteckt halten. Im näch-

sten Augenblick kommen sie vielleicht schon lärmend zur Tür herein: „Na, ihr dachtet wohl, wir kommen gar nicht wieder?"

Gerhard Mondt bricht das Schweigen. Er erzählt seine Hoffnung den andern. Er will sie und sich damit aufmuntern. Aber seine Stimme straft die beruhigenden Worte Lügen. Gepreßt und zitternd klingt sie. Und die Augen der drei sagen ihm nur zu deutlich, daß auch sie dem schwachen Trost nicht glauben.

„Jungs, es ist ganz egal! Ich gehe jetzt die beiden suchen."

„Wir kommen mit!"

Wie aus einem Munde kam das. Zwei, drei SA-Kameraden, die gerade da sind, wollen sich anschließen.

Da geht die Tür auf. Lustig lärmend, wie Gerhard Mondt es sich in seiner Herzensnot vorstellen wollte, kommt der kleine Afrika herein.

„Da bin ich wieder! Habt mich wohl schon aufgegeben? Wißt ihr, wo ich solange gesteckt habe? Hinter mir war so 'ne ganze Horde her. Lauter große, starke Bengel. Ich glaube, die hätten mich am liebsten auf der Stelle totgeschlagen. Aber ich habe ihnen den Spaß nicht gegönnt. Bin in ein Haus 'rein, durch den Flur auf den Hof, und 'rin in — was denkt ihr wohl? — den Müllkasten! Deckel zu — und nu konnten sie suchen! Das haben sie auch reichlich getan. Habe sie auf dem Hof trampeln und schreien hören. Blut und Wasser habe ich geschwitzt, richtige Angst habe ich gehabt. Aber gefunden haben sie mich nicht. Na, und dann bin ich so nach 'ner Weile 'rausgeklettert und schleunigst hierher gelaufen. Knorke, was?! — — Was habt ihr denn? Was guckt ihr alle so? Was ist los?!"

„Und Herbert?" fragt Gerhard Mondt.

„Herbert?“ Fassungslos starrt der Junge den Kameradschafts-führer an.

„Herbert? Ist der denn nicht längst hier? Ich habe ihn nicht ge-sehen. Als die Bande auf mich zukam, bin ich eben ausgerückt. Was da sonst losgewesen ist, habe ich dann natürlich nicht beobachten können. Ihr wart mit einem Mal alle weg, und ich dachte, ihr wäret zusammen durchgekommen. Da habe ich mich bloß noch um mich selbst ge-kümmert.“

Eine unheimliche Stille folgt dem Bericht des Kleinen. Schließ-lich, ohne ein Wort zu sagen, geht Gerhard Mondt zur Tür, reißt sie auf und stürzt hinaus. Die andern verstehen, was er will. Sie drängen sich zur Tür und folgen ihrem Kameradschaftsführer, der in hastigem Lauf schon einen großen Vorsprung gewonnen hat. Keiner denkt daran, daß dort, wo sie jetzt hineilen, vor weniger als zwei Stunden ein kommunistischer Kampftrupp von siebzig Mann oder mehr die Straße beherrschte. Keiner denkt daran, daß sie auch mit den paar SA-Männern, die sich angeschlossen haben, vor solcher Übermacht hoffnungslos verloren sind, wenn sie ihr wieder begegnen. Sie alle haben nur den einen Gedanken, den vermißten Kameraden zu finden und herauszuhauen, wenn es not tut, ganz gleich, was ihnen selbst dabei geschieht.

Die Botschaft

Ludwig Norkus weiß, daß Herbert heute morgen Dienst hat. Vor zehn oder elf Uhr wird der Junge kaum zu Hause sein. Aber nun ist es fast zwölf geworden und von Herbert noch keine Spur zu sehen. Der

Vater wird ärgerlich. Er versteht wohl, daß sich im Dienst nicht immer eine genaue Zeit einhalten läßt, und er gibt dem Jungen gern alle Freiheit. Aber schließlich, wenn er schon über Nacht fortblieb, weil der Dienst so früh begann, dann wird es sich doch einrichten lassen, daß er am Sonntag wenigstens einen Teil des Vormittags zu Hause verbringt. Die Hitler-Jugend ist sicher genau so nötig und wichtig wie die SA, und strammer Dienstbetrieb kann dem weich veranlagten Jungen nur gut tun. So weit darf es aber doch nicht gehen, daß Vater und Sohn sich kaum mehr zu Gesicht bekommen.

Wahrscheinlich ist der Dienst schon lange zu Ende, die Bengel können nur nicht auseinander finden. Vater Norkus schüttelt den Kopf und macht ein strenges Gesicht. Er wird dem Jungen mal deutlich die Meinung sagen müssen. Er muß doch auch etwas Rücksicht nehmen! Wenn seine Mutter noch lebte, würde sie jetzt sicher in allen Ängsten um Herbert sein. Der Junge verläßt sich wohl zu sehr darauf, daß Vater als SA-Mann solche Sorge nicht kennt.

Herberts zweite Mutter, die den Jungen warm ins Herz geschlossen hat, kommt aus der Küche und fragt: „Wollen wir mit dem Essen noch warten? Es ist schon zwölf Uhr durch, und wenn Herbert keine Nachricht gibt, weiß man doch gar nicht, ob er noch zum Essen kommt. Hoffentlich ist dem Jungen nichts zugestoßen!"

„Ach was, zugestoßen! Der Bengel hockt irgendwo mit dem Gerhard zusammen. Natürlich essen wir jetzt. Wer zu spät kommt, muß eben nehmen, was übrigbleibt."

Lustlos geht die Mahlzeit vorüber. Der Vater macht ein böses Gesicht, die Mutter fängt an, sich um Herbert wirklich zu ängstigen, und der kleine Bruder sitzt ganz unglücklich zwischen den beiden am Tisch,

ißt und traut sich kein Wort zu sagen. Wenn Vater ärgerlich ist, tut man am besten, sich still zu verhalten.

Wieder vergeht eine halbe Stunde! Dann hält Ludwig Norkus es nicht mehr aus. Er wird nach dem Sturmlokal gehen, um sich nach Herbert zu erkundigen. Und wenn er nicht da ist, wird man wenigstens bei Mondt erfahren können, wo er steckt.

Schnell ist die dicke Joppe angezogen, die Mütze aufgesetzt. Eilig macht sich Ludwig Norkus auf den Weg. Als er gerade aus dem Hause tritt, stehen ihm zwei Hitlerjungen gegenüber. Er kennt sie. Es sind zwei von der Kameradschaft Beusselkietz, einer ist der kleine Afrika.

Ludwig Norkus hat vor ihnen den Schritt angehalten und will empört fragen, wo denn eigentlich Herbert stecke. Sie müssen doch heute morgen mit ihm zusammen gewesen sein.

Da läßt ihn etwas in ihren blassen Gesichtern verstummen. Einige Sekunden stehen sie sich schweigend gegenüber. Schwer atmen die beiden Jungen, das Herz klopft ihnen zum Zerspringen. Das ist die schwerste Minute ihres Lebens, dieser Augenblick, in dem sie dem Vater ihres Kameraden gegenüberstehen. Ihres — toten Kameraden.

Der Ältere der beiden will etwas sagen. Den ganzen Weg über haben sie überlegt, wie sie die Nachricht vorbringen sollen. Langsam, schleppend langsam sind sie gegangen und haben sich dabei die Worte zurechtgelegt. Aber jetzt, da ihnen Vater Norkus verstört in die Augen sieht, da drückt es dem Jungen die Kehle zu. Nicht einen Ton bringt er heraus.

In Ludwig Norkus jagen sich indessen die Gedanken. Was ihm der Mund der Jungen nicht sagt, das liest er aus ihren Augen nur zu

deutlich. Aber er kann es, er will es noch nicht glauben. Endlich rafft er sich auf, als erster von den dreien: „Wollt ihr zu mir?"

Gepreßt, kaum vernehmlich, kommt die Antwort: „Ja."

„Wann kommt denn Herbert?"

Tonlos antwortet der Große: „Herbert? Der kommt nicht wieder."

„Wieso? Ist er tot?"

Ludwig Norkus ist mit einem Mal wieder ganz ruhig. Es ist, als wäre das Herz in ihm abgestorben.

„Na, dann kommt mal herauf!"

Das ist alles, was er sagt. Still, mit feuchten Augen, folgen ihm die beiden Jungen ins Haus.

Wie sich die Mörder verrieten

Mit Windeseile, noch ehe sich die Nachricht von dem schändlichen Mord in ganz Moabit verbreitete, noch ehe die Zeitungen etwas davon melden konnten, ja, noch vor dem Eintreffen der Mordkommission sammelten sich Menschen über Menschen in der kleinen abgelegenen Zwinglistraße vor dem Hause Nummer 4, in dessen dunklem Flur man den toten Jungen aufgefunden hatte. Es war e i n e Stimme der Empörung über diese unmenschliche Tat. Tausende von Männern und Frauen, die den Sowjetstern trugen, verführt durch die gewissenlose Hetze verräterischer landesfremder Lumpen, waren entsetzt und voll ehrlicher Empörung über das Verbrechen, dem das Leben eines unschuldigen Knaben zum Opfer gefallen war.

Kein Zweifel, wem die Schuld an der Schreckenstat zukam. Daß der Ermordete ein hochnäsiges Bürgersöhnchen sei und ein Faschist, ein

Arbeitermörder, das lernten alle diese braven, geraden Menschen erst am andern Tage aus ihrer Zeitung. Zuerst teilten sie alle den Zorn und die Wut der Hitlerjungen, denen ihr bester Kamerad genommen war. Gern hätten sie geholfen, die gemeinen Mörder ausfindig zu machen. Wenn sie nur gewußt hätten, wo die Burschen zu kriegen waren.

In eine einfache Arbeiterkneipe, nicht weit von der Zwinglistraße, kam am frühen Montagmorgen eine Frau aus der Nachbarschaft, die Mutter des einen Antifa-Burschen aus dem sauberen Kleeblatt Klingbeil, Simon, Tack. Sie verlangte Zigaretten und eine große Kanne Bier. Während das Bier eingeschenkt wurde, hörte die Frau einzelne Brocken von dem Gespräch der Männer, die am Schanktisch standen. Unwillkürlich hatten sie die Stimme gesenkt, als die Frau hereinkam und laut ihre Bestellung machte. Es gibt nichts Widerlicheres als eine betrunkene Frau. Und die da war vollkommen besoffen. Ekelhaft!

Die Männer rückten ein wenig ab, um ihr Gespräch fortzusetzen. Sie taten, als sähen sie die Frau nicht, die in ihrer Trunkenheit sichtlich eine Unterhaltung suchte. Sie sprachen, wovon an diesem Tage ganz Berlin sprach, von dem Mord an dem Hitlerjungen Norkus.

„Ist doch wirklich ein Jammer! So 'n kleener Kerl, noch nicht sechzehn Jahre war er alt."

„Mir tun ja bloß die Eltern leid. Denk mal, du wärest der Vater!"

„Wat? Den sein Vata?" kreischt die Frau dazwischen. „Der kann mir jarnich leid tun. Det is doch ooch so 'n Nazi, so 'n Arbeetamörda von de SA! Dem jeschieht et janz recht! Wat schickta denn sein Frichtchen mit de Nazis uff de Straße?!"

Die Männer wollten erst die Einmischung der Betrunkenen überhören, horchten nun aber doch auf. In dem Ton der keifenden Rede

ist etwas, das ihnen auffällt. Sollte die Frau mehr wissen, als sie sagt? Sollte sie mehr meinen, als aus ihren Reden zu verstehen ist? Geradezu und offen wendet sich der eine an sie: „Kannten Sie denn den Jungen?"

Unter dem festen Blick des Fragers wird die Frau unsicher. Es ist, als sacke sie ein wenig in sich zusammen. Ohne zu antworten, wendet sie sich mit einem Mal ungeduldig nach dem Wirt um, der gerade die Kanne füllt.

„Biste denn noch nich fertig? Ick wollte nämlich heute noch jehn."

Dem Mann, der sie gefragt hat, kommt das sehr merkwürdig vor. Die Frau hatte doch vorher gar keine Eile; wollte sogar mit Gewalt ein Gespräch anfangen! Und nun kann sie es plötzlich gar nicht abwarten und überhört auch noch unsere Frage. Das ist entschieden recht eigenartig. Hartnäckig wiederholt er die Frage, läßt dabei die Frau nicht aus den Augen.

„Ob ick den kenne? Och nee, den kenn' ick weiter jar nich'."

In aller Eile zahlt sie und macht, daß sie hinaus kommt. Sie ist sehr blaß und offenbar ganz nüchtern geworden. Kann das von der einen Frage gekommen sein?

Der Wirt wußte den Namen der seltsamen Kundin, wußte auch einiges von ihrem Sohn.

Die Meldung über diese ganze Szene in der Kneipe am Montagmorgen brachte die Polizei auf die Spur der Mörder.

Und man erfuhr, daß der auf Gerhard Mondts Kopf gesetzte Preis ausgezahlt worden war. Die Kommunisten glaubten, den Kameradschaftsführer „geschnappt" zu haben, bis sie aus der Zeitung erfuhren, daß es ein anderer gewesen war. Und diesen schändlichen „Sieg" hatten sie die ganze Nacht durch gefeiert.



Ehrenwache am Grabe von Herbert Norkus an seinem Geburtstag, dem 26. 7. 33



Das Herbert Norkus-Heim (Jugendheim des städtischen Bezirksamts Tiergarten) mit Ehrenwache der HJ im Stahlhelm am 26. 7. 33, dem 17. Geburtstag von Herbert Norkus

Das grausige Fest ward ihr Verräter.

Die irdische Gerechtigkeit ging ihren Weg. Nicht ungestört zwar, denn es gelang nicht, alle Beteiligten der Untat zu fassen. Der Weg nach Moskau war 1932 für einen Freund und Anhänger der kommunistischen Internationale kaum zu verfehlen. Von Hehler zu Hehler durch ein ausgeklügeltes System von Verbindungen zum Hafen oder bis zur Grenze weitergegeben, den Hehlern selbst oft unbekannt, so wurden damals die kommunistischen Verbrecher aus der Reichweite der deutschen Polizei geführt in die Freiheit, ins „Arbeiterparadies" Sowjetrußlands. Es ist eine andere Sache, daß mancher von ihnen, von Enttäuschung, Reue und Grauen gepackt, seinen russischen Freunden wieder entfloh, nach — Deutschland! „Lieber in Deutschland im Zuchthaus, als in der roten Hölle als ‚freier Arbeiter'!"

Wer will heute noch hören, wie sich das Schicksal jener Bestien in Menschengestalt vollendete? Gewaltiger und größer als in der Bestrafung der Verbrecher offenbarte sich die ewige Gerechtigkeit im Lohn für das Opfer. Die deutsche Jugend hatte auf ein Zeichen gewartet, das sie aus der Hoffnungslosigkeit aufrütteln, ihr neuen Mut und die Richtung des Angriffs geben sollte. Der Opfertod eines Jungen aus ihrer Mitte für den Gedanken der deutschen Erneuerung gab ihr dies Zeichen.

Das war das Überwältigende an diesem Erlebnis: der da gefallen war, das war kein Ausnahmemensch, dem ein besonderer Lebensweg ein besonderes Lebensende vorbestimmt hätte. Es war ein Junge wie sie alle, aus einfachem Haus, aufgewachsen und erzogen genau wie sie, mit den gleichen Gaben und Fehlern, den gleichen Neigungen und Abneigungen. Ein Kamerad im höchsten Sinn des Wortes: ein Junge,

für dessen Tun und Lassen jeder von ihnen einstehen konnte wie für sein eigenes.

Dieses Gefühl, daß jeder deutsche Junge das gleiche wie Herbert Norkus hätte tun können und getan hätte, gab ihnen einen innern Antrieb, der vor Erfüllung des großen Zieles nicht mehr ruhen konnte. Für den einen Toten sprangen Hunderte, Tausende in die Bresche. Jungen wie er, Kämpfer wie er, bereit, nach seinem Vorbild bis zum Einsatz des Lebens für ein neues Deutschland unter seinem jungen Führer zu streiten.

Kann Jugend nationalsozialistisch sein?

Die nationalsozialistische Bewegung, die ein Volk erfassen wollte, um ein Reich zu gründen, mußte auch die Jugend mit sich reißen. Diese Jugend brauchte die fünfundzwanzig Punkte des Parteiprogramms nicht auswendig zu wissen, ja nicht einmal zu kennen, um nationalsozialistisch zu sein. Weil Nationalsozialismus nicht eine Parteiparole ist, sondern Weltanschauung, ja mehr noch, eine Lebenshaltung, darum kann der kleine zehnjährige Hitlerjunge ein ebenso guter Träger der Bewegung sein, wie ein hoher Führer der SA.

Der Junge, der aus dem angeborenen völkischen Empfinden heraus seine Heimat, sein Vaterland liebt, der sich durch diese gemeinsame Liebe und den gleichen Laut der Sprache unbewußt verbunden fühlt mit denen, die gleichen Stammes sind, mit seinem Volk, der Junge ist nicht minder nationaler Deutscher als der erwachsene Mann, dem dieses Gefühl zur gewollten Richtschnur seines Handelns geworden ist.

Jeder Junge erkennt in dem Altersgenossen in der gleichen Tracht,

der neben ihm Schritt hält, den Kameraden, den gleichgeordneten Teil der Gemeinschaft, in der sie beide marschieren. Er fühlt, daß es für sie, die Jungen, ganz gleich ist, wieviel die Väter verdienen, und ob ihr Heim eine Wohnküche oder eine Achtzimmerwohnung ist. Fühlt, daß dem Kameraden neben ihm im Glied ein gleicher Anteil gebührt von allem, was ihm die fürsorgliche Mutter auf die Fahrt mitgegeben hat. Er weiß, daß er für alles, was er tut und läßt, nicht nur sich selbst, sondern der Gemeinschaft der Kameraden verantwortlich ist, daß die Kräfte seines Körpers und Geistes jedem einzelnen der Kameradschaft ebenso gehören wie ihm selbst. Wenn er einmal der Versuchung erliegt, für sich besser zu sorgen als für die Kameraden, dann pocht in ihm das schlechte Gewissen, auch wenn er der Form nach im Recht war.

Der Junge, der so fühlt und so handelt, bewußt, aber nicht aus vernunftgemäßen Erwägungen, dieser Junge ist Sozialist. Denn Kameradschaft halten, das ist tätiger Sozialismus.

Diese Lebenshaltung der nationalen Kameradschaft, diesen Nationalsozialismus in die Herzen der deutschen Jugend zu pflanzen, ist höchste Aufgabe der Hitler-Jugend. Darum war ihr Antreten notwendig. Die Bewegung mußte geschlossen dastehen, wenn sie siegen wollte. Sie brauchte auch einen Stoßtrupp der Jugend, der den Kampf unter den gleichen Parolen und unter dem gleichen Führer führte wie die Truppen der Erwachsenen, die SA und SS.

„Herbert Norkus?“ – „Hier!“

Dieser Stoßtrupp der Hitler-Jugend wuchs machtvoll an. Aus der Kameradschaft wurde eine Schar, eine Gefolgschaft, Bann, Gebiet.

Kaum konnte die Organisation mit dem unübersehbaren Zustrom neuer Kämpfer Schritt halten. Viele alte Sorgen und bittere Erinnerungen aus der schweren Zeit des Kampfes und der Unterdrückung schwanden hin über der freudigen Arbeit an der Verbreitung der nationalsozialistischen Idee in der deutschen Jugend.

Aber einer wurde nie vergessen: der Kamerad Herbert Norkus.

Am 8. Oktober 1932 führte die Hitler-Jugend zum erstenmal alle ihre Jungen zum Reichsjugendtag in Potsdam zusammen. Der Führer sprach vor seinen hunderttausend jüngsten Getreuen, die stolz und glücklich gekommen waren, dem Manne ihre Huldigung zu bringen, dessen Namen sie als Losung über ihr Leben gestellt hatten. An der Spitze des langen Zuges, der an Adolf Hitler und seinem Jugendführer Baldur von Schirach vorbeimarschierte, wurde die Fahne getragen, unter deren Zeichen Herbert Norkus sein Leben hingab.

Und als beim feierlichen Sammeln zur Gedenkstunde an die Gefallenen der Bewegung der Jugendführer den Namen Herbert Norkus aufrief, da antwortete die ganze Schar, in der er gestanden hatte, wie aus einem Munde: „Hier!"

Herbert Norkus lebt. Er lebt in allen Hitlerjungen, in der ganzen Jugend des nationalsozialistischen deutschen Volkes, die in seinem Geist heranwächst, um einst das Schicksal ihres Volkes führend zu bestimmen.

Der Geist der Treue und des Opfers, der Manneszucht und Kameradschaft, des Mutes und des Kampfes wird lebendig bleiben in der Jugend Deutschlands. Immer wird sie das Recht behalten zu der stolzen, heiligen Antwort:

Herbert Norkus? — Hier!